

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.



LEIBNIZ-KEKS

ROBERT FRIEKE

H. BAHLSENS KEKS-FABRIK HANNOVER

Maraschino
EINZIG IN DER WELT,
LUXARDO
ZARA
DALMATIEN, Oesterreich.

Emser-Wasser
gegen
Katarrhe
Husten
Heiser-
keit
Ver-
schleimung,
Nasen-,
Darm-
und Blasen-
leiden,
Influenza,
Gicht

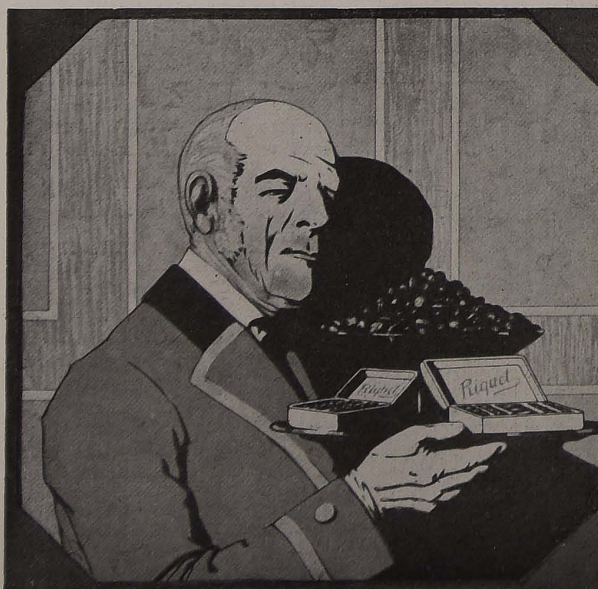
Mit Feldherrnblick
die Lage auf der Karte zu überschauen
ist allen Brillenträgern, die noch die alten Gläser benutzen,
verrät, da diese Gläser nur ein kleines Blickfeld geben.
Frei und weitblickend wird das Auge
durch die wirklich punktuellen Brillengläser
„Isokrystar“ und „Punktal“
die eine volle Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit
des Auges ermöglichen.
Beliehende Druckschrift kostenlos.

Emil Busch A.-G., Rathenow
Gegr. 1900. Optische Industrie. Gegr. 1900.



**Lauten,
Gitarren,
Mandolinen**
Preisliste frei!
Jul. Meier, Zimmermann, Leipzig.

Das Alte stürzt!
Unschätzbar wird das
Leiden durch den
Beinverlängerungs-
Apparat „Normal“.
V. Anerk. Prosp. frei.
E. Kompalla,
Dresden I 123



RIQUET PRALINEN Köstlich

RIQUET & CO., A.-G., FIRMA GEGR. 1745 IN LEIPZIG

Illustrirte Zeitung

Nr. 3791.

146. Band.



Die Heldentat eines österreichischen Fliegers bei dem Luftangriff auf Balona am 2. Februar: Rettung von zwei österreichischen Fliegeroffizieren aus einem zum Niedergehen gezwungenen, beschädigten Flugzeug durch den Führer des Flugzeuggeschwaders, Linienchiffsleutnant Konjović.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Professor M. Zeno Diemer.

Aus dem Bericht des k. u. k. Flottenkommandos: „Am 2. Februar wurde Balona von drei Seeflugzeugen bombardiert, dort Hafenanlagen, Flottanten und Zeltlager mehrfach getroffen. Im heftigen Feuer der Land- und Schiffsbatterien erhielt eins der Flugzeuge in den Motor zwei Treffer, durch die es zum Niedergehen auf das Meer gezwungen wurde. Der Führer der Gruppe, Linienchiffsleutnant Konjović, ließ sich ohne Zögern neben das beschädigte Flugzeug auf die durch Bora bewegte See nieder, und es gelang ihm, trotz des Feuers der Batterie auf Salona und zweier mit voller Kraft heranziehender Zerstörer, die zwei unverfehrt gebliebenen Fliegeroffiziere in seinem Flugapparat zu bergen, das beschädigte Flugzeug gründlich unbrauchbar zu machen, mit der doppelten Besatzung gerade noch zurecht wieder aufzufliegen und nach einem Flug von 220 km in den Golf von Cattaro heil zurückzukehren.“

Das Ernährungsproblem im zweiten Kriegsjahr.

Von Professor Dr. Paul Elzbacher, zur Zeit Rektor der Handels-Hochschule Berlin.

I. Die Lage.

Das Problem der Volksernährung scheint sich im zweiten Kriegsjahr vollkommen geändert zu haben. Nicht mehr darum scheint es sich zu handeln, ob wir mit unseren Nahrungsmitteln auskommen können, sondern darum, daß die vorhandenen Nahrungsmittel möglichst gleichmäßig unter die Bevölkerung verteilt werden, vor allem aber, daß die Preise möglichst billig sind.

Bei Beginn des Krieges waren wir mit unserer Ernährung ganz auf uns selbst gestellt. Wir mußten uns auf eine isolierte Volkswirtschaft einrichten, wie in dem von mir herausgegebenen Buche „Die deutsche Volksernährung und der englische Nahrungsernährungsplan“ eingehend dargestellt ist. Unmittelbare Zufuhren über See waren uns so gut wie abgeschnitten. Aber auch aus den an uns angrenzenden neutralen Ländern konnten wir nicht mit irgendwelcher Sicherheit auf Zufuhren rechnen. Die Schweiz, die Niederlande und die skandinavischen Staaten waren selbst auf fremde Zufuhren angewiesen, und dadurch war es für unsere Gegner ein leichtes, sie durch Ausübung eines wirtschaftlichen Druckes an unserer Versorgung zu hindern. Rumänien aber, das uns trotz einer minder guten Ernte recht wohl hätte etwas abgeben können, rechnete stark mit dem Siege unserer Gegner und sperrte uns deshalb die Zufuhr.

Wie anders scheint die Lage heute! Durch die Erfolge unserer Waffen ist der Ring zerbrochen, den man um uns geschlossen hatte. Wir haben freie Verbindung mit Bulgarien, mit der Türkei und mit Persien. Rumänien zählt nicht mehr auf unsere Niederlage. Zug auf Zug mit Weizen, mit Mais, mit Hülsenfrüchten rollt vom Balkan der deutschen Grenze zu. So sieht es fast aus, als seien alle Sorgen um unsere Ernährung verschwunden, und als handle es sich nur noch darum, die vorhandenen Nahrungsmittel möglichst gut auf die verschiedenen Gegenden zu verteilen und der Bevölkerung zu möglichst billigen Preisen zur Verfügung zu stellen.

Freilich, bei genauerem Zusehen stehen die Dinge doch wesentlich anders. Die Lage im ersten Kriegsjahr war nicht so schlecht, wie sie auf den ersten Blick scheinen konnte, und die Lage im zweiten Kriegsjahr ist nicht so gut, wie sie dem oberflächlichen Betrachter erscheint.

Am ersten Kriegsjahr waren wir allerdings abgeschnitten und mit unserer Ernährung ganz auf uns selbst gestellt. Es fehlte uns etwa ein Viertel unseres gewöhnlichen Nahrungsverbrauches. Von den zu unserer Ernährung unentbehrlichen Eiweißstoffen fehlte uns sogar ein Drittel unseres gewöhnlichen Verbrauches. Aber glücklicherweise war unser Bedarf weit geringer als unser Verbrauch. Wir hatten im Frieden als ein wohlhabendes Volk weit mehr als das Notwendige verbraucht. Unseren Bedarf aber vermochte unsere Landwirtschaft trotz der gewaltigen Zunahme unserer Bevölkerung (seit 1865 war sie von 40 auf 70 Millionen angewachsen) immer noch zu decken. Die Ernte von 1914 war eine leidliche Mittelernte. Aus der vorangegangenen Zeit hatten wir noch mancherlei Vorräte. Während des ersten Kriegsjahres kam trotz der Absperrung doch noch allerlei aus neutralen und erfreulicherweise auch aus feindlichen Ländern herein.

So wären wir geradezu vortrefflich ausgekommen und hätten gewaltige Reserven übrigbehalten, z. B. in Gestalt unserer überflüssigen Zuders, eines geradezu idealen Säuerungsmittels, wenn wir uns unerschrocken entschlossen hätten, fortan an Nahrungsmitteln nicht mehr zu verbrauchen, als wir bedurften. Freilich, eine schwierige Umstellung! Sie gelang erst nach über einem halben Jahre, während dessen wir ruhig weiter gelebt und gegessen hatten wie im tiefsten Frieden. Unsere Nahrungsreserven waren in diesem halben Jahre fast vollständig erschöpft, und nur dem eifrigen Zugreifen der verbündeten Regierungen, die vor keinem noch so weitgehenden Zwangsmittel zurückschreckten, ist es zu danken, daß wir trotzdem ausgekommen sind. Wir verdanken es der stärkeren Ausmahlung des Getreides, dem Kartoffelzusatz zum Brot, den Brotarten und — den Schweinefleischslachtungen.

Auch den Schweinefleischslachtungen! Männer, die man für sachverständig halten sollte, haben darüber geklagt, daß von Dezember 1914 bis April 1915 acht Millionen unreife Schweine geschlachtet worden seien, und Betrachtungen darüber angestellt, wie schön es wäre, wenn wir jetzt den Speck dieser Schweine hätten. Sie haben nur leider die Frage unbeantwortet gelassen, mit was man denn diese Schweine hätte füttern und diesen Speck hätte erzielen sollen! Wenn überflüssige Futtermittel dagewesen wären, so müßten wir sie doch jetzt noch haben! Wo sind sie denn hingekommen? Ja, der eine oder der andere wird vielleicht sagen: die verfaulten Kartoffeln! Wir haben keine Anhaltspunkte dafür, wieviel Kartoffeln im Sommer 1914 über das gewöhnliche Maß hinaus verfault sind. Auch die Kritiker des „Schweinemordens“ haben uns keine solche gegeben. Geheimrat Appel hat in einem Vortrag in der Generalversammlung des Verbandes deutscher Kartoffelinteressenten am 25. Januar behauptet, daß es sich um „viele Tausende von Zentnern“ gehandelt habe. Aber nehmen wir auch an, es seien eine Million Zentner Kartoffeln infolge mangelhafter Lagerung in den Städten verfault, was hätten sie den acht Millionen Schweinen, wenn wir einmal diese Zahl als richtig annehmen wollen, geholfen? Auf jedes Schwein wären 12 Pfund Kartoffeln gekommen! Also: der festgehaltene Speck beruht nicht darauf, daß wir unseren Schweinebestand unnötig vermindert haben, sondern darauf, daß wir ihn vermindern mußten, weil uns die ausländischen Futtermittel fehlten, die russische Getreide, der amerikanische Mais, auf denen ein großer Teil unserer Schweinehaltung aufgebaut war. Er ist eine unvermeidliche Folge des Krieges, und auf sein Bevoorzug ist lange vor den großen Schweinefleischslachtungen hingewiesen worden. Bereits im Dezember 1914 habe ich zusammen mit einigen Freunden den Ausfuhrverbot begonnen, in welchem wir die Bevölkerung der

Großstädte darauf hinwiesen, der Fleisch- und Fettverbrauch müsse eingeschränkt werden. Man muß es den verbündeten Regierungen und ganz besonders dem preussischen Ministerium des Inneren dank wissen, daß sie damals eine, zunächst bei den Landwirten und im weiteren Verlauf notwendig auch bei den städtischen Verbrauchern äußerst unpopuläre Maßregel fest und rücksichtslos durchgeführt haben, weil diese Maßregel notwendig war, wenn wir mit unserer Volksernährung durchhalten wollten. Die unreif geschlachteten acht Millionen Schweine hätten, wenn sie am Leben geblieben wären, außer den verfaulten Kartoffeln sehr bald auch einen großen Teil der Stoffe weggegriffen, die für die menschliche Ernährung unbedingt notwendig waren. Ein paar Monate später aber hätte man sie dann, weil jetzt gar nichts mehr da war, dennoch unreif schlachten müssen, aber ihr Fleisch und Fett hätte uns bei dem Mangel an anderen Nahrungsmitteln nicht mehr gerettet, der Krieg wäre aus wirtschaftlichen Gründen verloren gewesen.

So zeigt uns der Rückblick auf das erste Kriegsjahr folgendes Bild. Zunächst lagen die Verhältnisse für unsere Ernährung sehr günstig, viel günstiger, als wir hoffen durften. Sodann wurden sie durch mangelnde Anpassung schlecht. Schließlich haben wir durch das Verbot der verbündeten Regierungen und unserer Bevölkerung, die sich musterhaft den obergesetzlichen Anordnungen unterworfen hat, doch noch durchgehalten.

Wie liegen nun die Verhältnisse in diesem zweiten Kriegsjahre?

Etwas haben wir jetzt allerdings gegenüber dem ersten Kriegsjahre voraus: die Einfuhr aus Rumänien und Bulgarien. Man hat Berechnungen darüber aufgestellt, wieviel uns diese Länder von ihrem Überfluß an Getreide und Hülsenfrüchten abgeben können. Aber leider genügt es nicht, daß wir Getreide laufen, es muß auch zu uns hergeschafft werden. Die beste Art der Beförderung, die Verschiffung zur See, kommt nicht in Betracht, die Donauschiffahrt ist nicht besonders leistungsfähig, und man muß überdies damit rechnen, daß sie durch Eis ein paar Monate zum Stillstand gelangt. Mit der Bahn aber können selbst bei äußerster Anstrengung nur verhältnismäßig geringe Mengen Getreide befördert werden. Die Schätzungen dessen, was mit den vorhandenen Beförderungsmitteln bis zur neuen Ernte vom Balkan zu uns gelangen kann, sind verschieden; es wird wahrscheinlich nicht viel mehr als eine halbe Million Tonnen sein. Was bedeutet das nun für uns? Dies kann man nur ermessen, wenn man den Ertrag unserer eigenen Ernte heranzieht.

Infolge der Dürre, infolge der mangelhaften Düngung, wie sie besonders auch auf dem Mangel an Chilesalpeter beruhte, endlich infolge des feindlichen Einbruchs in Ostpreußen und im Elsaß, mußte man von vornherein für 1915 mit einer minder guten Ernte rechnen. Die Befürchtungen sind leider in Erfüllung gegangen.

Die Minderernte an Getreide, namentlich an Safer, gegenüber dem vorigen Jahre beträgt mehrere Millionen Tonnen. Bei den Hülsenfrüchten haben wir vielleicht keinen erheblichen Minderertrag, die Ernte ist allerdings kaum mittel, aber dafür sind infolge der guten Preise wahrscheinlich größere Flächen mit Hülsenfrüchten bebaut worden. An Zuderrüben haben wir schwerlich mehr als drei Fünftel des vorjährigen Ertrages erzielt, teils durch die Verringerung der Anbaufläche, wie sie wegen des Mangels an Stickstoffdünger empfohlen wurde, teils wegen der Sparmaßnahmen, mit der man auch bei den angebauten Zuderrüben den Stickstoff verwenden mußte. Infolgedessen fehlen uns etwa dreieinhalb Millionen Tonnen Zucker.

Besonders gut ist glücklicherweise die Kartoffelernte ausgefallen. Am 25. Januar führte in der Generalversammlung des Verbandes deutscher Kartoffelinteressenten der Geschäftsführer des Verbandes aus, es stehe fest, daß gegenüber 1914 ein Mehrertrag von acht Millionen Tonnen erzielt worden sei. Aber um diese erfreuliche Tatsache recht einzuschätzen, muß man daran denken, daß die Kartoffeln von 1915 sich wegen des feuchten Wetters nicht so gut halten werden wie die vorjährigen. Man muß weiter erwägen, daß auch gute Kartoffeln infolge ihres hohen Wassergehaltes nur etwa ein Drittel des Nährwertes der gleichen Menge Getreide und sogar nur ein Fünftel des Nährwertes der gleichen Menge Zucker haben. Daher bedeutet der Mehrertrag an Kartoffeln nicht so viel, wie er zunächst zu bedeuten scheint: die eine Hälfte wird durch unseren Minderertrag an Zucker, die andere schon durch einen Teil unseres Minderertrages an Getreide ausgeglichen.

Gut ist auch die Gemüseernte und besonders die Obst-ernte ausgefallen, aber dies ist leider von untergeordneter Bedeutung. Denn Gemüse und Obst sind zwar gesund und wohlschmeckend, aber sie haben doch nur einen geringen Nährwert, und außerdem handelt es sich im Verhältnis zu den anderen Nahrungsmitteln nur um kleine Mengen. Von dem Nahrungsverbrauch des deutschen Volkes entfielen bei Ausbruch des Krieges 50 Proz. auf Getreide, Hülsenfrüchte und Kartoffeln, dagegen nur 3 Proz. auf Gemüse und sogar nur 1 Proz. auf Obst. Eine gute Gemüse- und Obst-ernte ist daher nichts so Wichtiges, wie sie auf den ersten Blick scheinen mag.

Daß bei der Dürre der Futterertrag nicht gut gewesen sein kann, ist klar. Zunk hat in einem Vortrag den Minderertrag an Stroh und aus Zuderrüben gewonnenem Futter auf etwa 30 Proz., den Minderertrag an Kleien, Weizen- und Gerstentriticus trotz der guten Ernte in einzelnen Gegenden Deutschlands auf 10 Proz. geschätzt.

Noch etwas anderes verschlechtert unsere Lage im Vergleich mit dem ersten Kriegsjahr: daß unsere Vorräte sich verringert haben. Was für gewaltige Mengen an Nahrungsmitteln die Lager unserer Groß- und Kleinhändler bei Ausbruch des Krieges enthielten, das haben wir erst während des Krieges recht erkannt, als noch nach langer Zeit gewisse überseefische Waren kein Ende nehmen wollten. Getreide, Hülsenfrüchte, Zucker, Fett und vieles

andere waren bei Ausbruch des Krieges in Menge vorhanden. Wir hatten große Bestände an ausgemähtem, schlachtbarem Vieh. Wir hatten so viel Kraftfuttermittel, daß wir unsere Milchherzeugung zunächst beinahe unvermindert erhalten konnten. Dadurch, daß wir im ersten halben Jahre des Krieges unseren bisherigen Verbrauch im wesentlichen beibehalten und uns der ersten Lage nicht angepaßt haben, sind diese Vorräte zusammengeschrumpft. In das zweite Kriegsjahr sind wir mit bescheidenen Vorräten hineingegangen. Hierher gehören vor allem die 700 000 t Brotgetreide, die gegen Ende des ersten Kriegsjahres durch die strengen staatlichen Maßnahmen eingepart worden sind.

Also aus zwei Gründen hat sich das Ernährungsproblem im zweiten Kriegsjahr sehr viel ernster gestaltet als im ersten: weil die Ernte nicht so gut ausgefallen ist wie 1914, und weil wir nicht mehr die großen Vorräte haben wie 1914. Gegenüber dem Ausfall, der auf diesen beiden ungünstigen Tatsachen beruht, spielen die Zufuhren aus Rumänien und Bulgarien leider nur eine unbedeutende Rolle. Sie vermögen nur einen Bruchteil des Fehlbetrages zu decken. Es ist notwendig, daß die ganze Bevölkerung diese Lage so klar wie möglich erkennt. Nur dann sind wir imstande, auch im zweiten Kriegsjahr den Ausnährungsplan unserer Feinde zunächst zu machen. Das können wir trotz der schwierigen Lage. Haben wir doch dem ersten Kriegsjahr gegenüber den einen ungeheuren Vorteil, daß wir die notwendigen Einrichtungen zum wirtschaftlichen Durchhalten nicht erst nach und nach mühsam ausfinden und ins Werk setzen müssen, sondern daß wir das zweite Kriegsjahr mit ihnen beginnen konnten.

II Die Aufgabe.

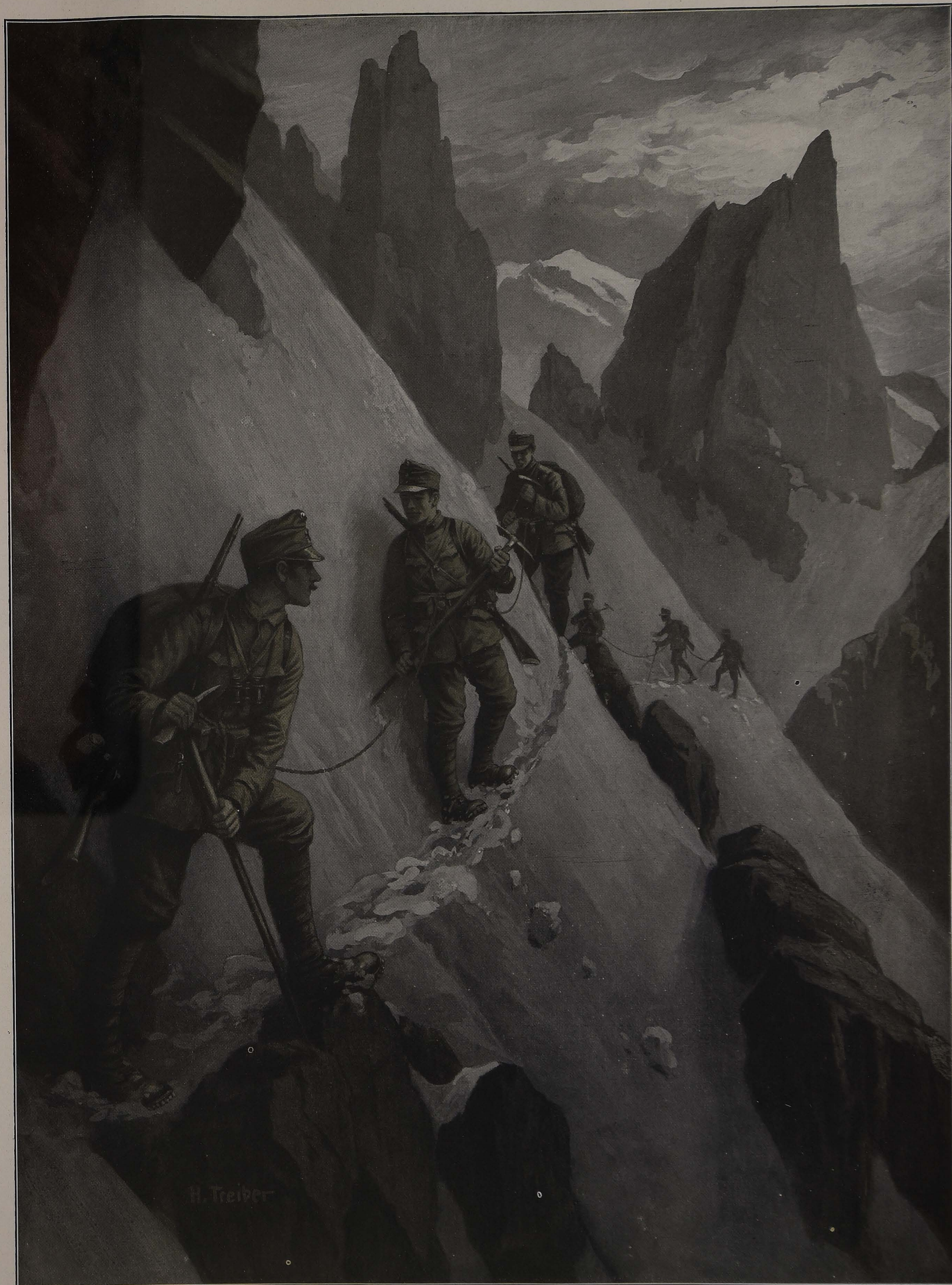
Im zweiten Kriegsjahr treten wir an vergrößerte Schwierigkeiten auch mit einer weit größeren Fähigkeit heran, sie zu überwinden. Wir besitzen jetzt die ganzen Erfahrungen des ersten Kriegsjahres und haben von Anfang an die Einrichtungen zur Sicherung unserer Volksernährung, die im ersten Kriegsjahr erst geschaffen werden mußten. Unsere Aufgabe ist es jetzt, von jenen Erfahrungen Gebrauch zu machen und diese Einrichtungen immer vollkommener zu gestalten. Hierbei müssen der Staat und der einzelne zusammenwirken. Die staatlichen Einrichtungen sind in mancher Hinsicht auszubauen und von Mängeln zu befreien. Der einzelne aber muß sich ihnen unterordnen und von der ihm verbliebenen Freiheit einen vernünftigen Gebrauch machen.

Es gilt, die Kanäle zu verstopfen, durch die Nährwerte abfließen können. Vor allem muß jede Vergewendung unterbleiben. Im vorigen Jahre wurden mancherlei Wertblätter verbreitet: „Haltet das Brot heilig“, „part mit der Butter“ und so fort. In den meisten großen Städten ist das heute nicht mehr nötig. Den Großstädtern ist heute der Brotkorb hoch genug gehängt.

Anders ist es in den kleinen Städten und auf dem Lande. Die Schwierigkeiten der Landwirtschaft sind ja groß: Mangel an Düngemitteln, Mangel an Futtermitteln, Mangel an Zugtieren, Mangel an Arbeitskräften, und vielleicht an der Spitze des Betriebes eine Frau! Aber an Nahrungsmitteln leiden die Landwirte und die vielen Leute in den kleinen Städten, die nebenher etwas Landwirtschaft treiben, keinen Mangel, sie melken ihre Kühe, sie schlachten ihr Schwein, sie machen Butter, und in ihren Mieten häufen sich die Kartoffeln. Das kann sie über unsere schwierige Lage hinwegtäuschen und sie zur Vergewendung von Nährwerten verführen. Die Lage unserer Volksernährung ist aber so ernst, daß auch auf dem Lande keine solche Vergewendung stattfinden darf. Unsere städtische Bevölkerung muß sich wenigstens annähernd die Beschränkungen freiwillig auferlegen, zu denen die städtische Bevölkerung gezwungen ist.

Aber es gibt noch einen anderen Kanal, durch den Nährwerte abfließen können, weit größere als durch übermäßiges Essen, das ist die Viehhaltung. Eine große Berliner Zeitung schrieb kürzlich, es sei ja ganz gleich, ob wir die Kartoffeln selbst äßen oder in Gestalt von Speck, bei ihrer Verfütterung an die Schweine gingen sie ja nicht verloren, sondern erfüllten bloß eine Umwandlung. Aber das ist ein, freilich weitverbreiteter, Irrtum.

Wie jeder Mensch, so muß auch das Tier eine ganze Menge Nahrung zu sich nehmen, nur um am Leben zu bleiben und nicht an Gewicht zu verlieren. Erst was es darüber hinaus genießt, bewirkt einen Gewichtszuwachs. Man hat durch genaue Versuche festgestellt, daß von den Nahrungsmitteln, die ein Schwein zu sich nimmt, noch nicht ganz die Hälfte in Gestalt von Fleisch und Fett wiederverkehrt, von den Eiweißstoffen nicht einmal ein volles Viertel. Noch viel ungünstiger ist die Verwertung beim Schlachtrind, bei ihm wird von den verfütterten Nährwerten nur etwa ein Siebentel, von den Eiweißstoffen nur ein Fünftel zu Fleisch und Fett. Trotzdem findet bei der Viehhaltung kein Nährwertverlust statt, denn das Rind nährt sich im großen ganzen von Stoffen, die der Mensch nicht essen kann; auf dem Umwege über das Rind können wir Heu, Stroh, Schlempe und ähnliche Dinge zu unserer Ernährung verwerten. Ganz anders ist es beim Schwein. Gewiß werden die Schweine zum Teil mit Abfällen, kleinen Kartoffeln und anderen Dingen gefüttert, die nicht unmittelbar für den Menschen verwertbar sind. Aber sie erhalten doch auch viele für den Menschen brauchbare Nahrungsmittel, besonders Magermilch, Getreide und Kartoffeln. Mit diesen Stoffen aber kann man mehr als doppelt so viel Menschen ernähren als mit dem aus ihnen erzeugten Fleisch und Speck. Natürlich soll die Schweinehaltung nicht ganz aufgegeben werden. Der Mensch ist keine chemische Retorte. Auch in ernster Zeit läßt es sich nicht vermeiden, auf unseren Geschmack und unsere Essensgewohnheiten Rücksicht zu nehmen. Aber niemals soll man den großen Nährwertverlust aus den Augen verlieren, der mit der Erzeugung von Schweinefleisch aus menschlichen Nahrungsmitteln verbunden ist.



Der Krieg mit Italien: Österreichisch-ungarische Nachtpatrouille in den Dolomiten.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Muster Zeitung“ von Hans Treiber.

Leider wurde bis jetzt die übermäßige Erzeugung von Schweinefleisch durch zwei ganz verschiedene Ursachen gefördert. Die Landwirte fanden es bei den niedrigen Kartoffelhöchstpreisen vorteilhaft, Kartoffeln in Speck zu verwandeln, und verfütterten zur Ergänzung auch Getreide. Die städtischen Arbeiter wünschten weiter ihr gewohntes und als Herrentrost betrachtetes Schweinefleisch zu haben, ohne zu ahnen, daß noch die Sieger von 1866 mit der Hälfte des heutigen Fleischgenusses ausgekommen sind. Infolgedessen fühlte sich im Reichstag weder die Rechte noch die Linke veranlaßt, für eine vernünftige Beschränkung unseres Schweinebestandes, wie sie durch den Mangel an ausländischen Futtermitteln notwendig geworden ist, einzutreten. Demgegenüber muß immer wieder hervorgehoben werden, daß die Verwandlung menschlicher Nahrungsmittel in Schweinefleisch und Speck ein großer Luxus ist, den wir uns in diesem zweiten Kriegsjahr nur in beschränktem Maße leisten dürfen.

Auch bei der Erzeugung von Butter findet ein Verlust von Nährwerten statt. Wenn man die Milch unmittelbar verzehrt oder zu Fettsäure verarbeitet, so kommen die in ihr enthaltenen Nährwerte dem Menschen fast unvermindert zugute. Macht man dagegen Butter, so wird ein kostbarer Teil der Milch, das in ihr enthaltene Eiweiß, mit der Magermilch an die Schweine verfüttert, und von diesem Eiweiß bekommt der Mensch in Gestalt von Schweinefleisch nur ein Viertel zurück. Ein Pfund Butter kostet uns etwa 13 Liter Vollmilch, je nach dem Fettgehalt der Milch kann es weniger, aber auch mehr sein. Deshalb ist es bei Milchmangel besser, die Buttererzeugung zu vermindern als den Verkauf von Milch und die Erzeugung von Käse. Deshalb ist auch der gegenwärtige Buttermangel ein geringeres Übel als ein Mangel an Milch es sein würde. Die städtische Bevölkerung weiß auch hier nicht, was für sie gut ist. Sie muß sich entschließen, Käsebrot und Magerbrot ohne Butter zu essen und beim Kochen mit den Fetten zu haften. Beides ist gewiß unangenehm. Aber weit schlimmer für unsere Volksernährung als der gegenwärtige Buttermangel wäre



R. u. I. Linienchiffsleutnant Demeter Konjović, der heldenmütige Führer des österreichischen Flugzeugschwaders, das am 2. Februar den Luftangriff auf den von den Italiern besetzten Hafen von Valona in Albanien ausführte. (Vgl. das Bild auf der Titelseite der vorliegenden Nummer.)



Von der Isonzofront: Blick auf den Monte Santo.

Der Krieg mit Italien.

der Milch- und Käsemangel, der eintreten müßte, wenn unsere Landwirtschaft ungeachtet des durch den Futtermangel verminderten Milchertrages es versuchen wollte, die bisherige Buttermenge weiterzuliefern. Unsere Landwirte sollen sich darüber klar sein: nicht Butter liefern ist ein vaterländisches Werk, sondern Milch und Käse liefern.

Also es gilt, keine Nahrungsmittel zu vergeuden, weder durch übermäßigen Verbrauch, noch durch übermäßige Schweinehaltung oder Buttererzeugung. Aber vielleicht wichtiger noch ist etwas anderes: daß unsere Landwirtschaft ihre Produktion möglichst steigert, daß sie in dieser Zeit das erzeugt, was den allergrößten Ertrag liefert, nicht an Geld, sondern — was manchmal ganz etwas anderes ist — an Nährwerten. Deshalb hat der preussische Landwirtschaftsminister den Landwirten mit Recht geraten, jetzt, wo wir in Deutschland künstlichen Stickstoff auch für die Bedürfnisse unserer Landwirtschaft erzeugen, die Anbaulänge für Zuckerrüben wieder zu vergrößern. Denn keine Pflanze liefert auf gleichem Raume entfernt so große Nährwerte wie die Zuckerrübe: sie liefert fast fünfmal so viel wie der Roggen und reichlich doppelt so viel wie die Kartoffel. Der Landwirt ist freilich nicht gewohnt, mit Nährwerten, sondern mit Geldwerten zu rechnen, und deshalb ist es wünschenswert, daß er einen recht guten Preis für seine Zuckerrüben bekommt und damit einen Anreiz zum Anbau dieser heute für uns so wichtigen Pflanze.

Aus dem gleichen Grunde, weil es gilt, möglichst große Nährwerte zu erzeugen, sollen die Landwirte sich nicht zu unnötigen Schlachtungen von Milchfühen verleiten lassen. Seit einiger Zeit hat der Auftrieb von Rühnen zu den Schlachthöfen stark zugenommen. Zum Teil beruht dies gewiß auf Futtermangel, zum Teil aber auch auf den hohen Rindfleischpreisen, die diese Verwertung der Rühne als besonders vorteilhaft erscheinen lassen. Diese Schlachtung der Rühne ist sehr bedenklich. Das, was eine Kuh frist, wird in Gestalt von Milch fast doppelt so gut verwertet wie in Gestalt von Fleisch. Von den Nährwerten, die sie zu sich nimmt, kehren in Gestalt von Fleisch nur 14 Prozent wieder, in Gestalt von Milch 23 Prozent, und ähnlich liegt es mit den von ihr verzehrten Eiweißstoffen. Deshalb ist es dringend geboten, die Milchherzeugung so weit aufrechtzuerhalten, wie es mit den vorhandenen Futtermitteln irgend möglich ist. Die Regierungen können dies unterstützen, wenn sie dafür sorgen, daß der Landwirt für seine Milch einen besseren Preis bekommt und zugleich für Rindfleisch einen Höchstpreis einmischen, so fällt für den Landwirt die Versuchung weg, seine Milchfühe zur Schlachtkanone zu liefern.

Damit ist die Aufgabe, die wir auf dem Gebiete der Volksernährung im zweiten Kriegsjahre haben, wenigstens in großen Zügen bestimmt. Es kommt darauf an, noch strenger als im ersten Kriegsjahr an dem Streben festzuhalten, daß erstens möglichst große Nährwerte erzeugt, und daß zweitens möglichst wenig Nährwerte vergeudet werden.

Man hat gesagt, das Ernährungsproblem sei im zweiten Kriegsjahr nicht mehr ein Problem des Auskommens, sondern ein Problem der richtigen Verteilung und Preisbildung. Aber das ist nicht richtig. Ertliche Störungen in der Nahrungsmittelversorgung sind schlimm, und es ist unangenehm, wenn man in Berlin unter Umständen eine Woche lang keine Kartoffeln bekommen kann. Auch

übermäßige Preise sind vom Übel, bei denen einzelnen große Gewinne zufließen, während die Masse der Bevölkerung darbt. Es ist notwendig, dergleichen Mißstände zu bekämpfen. Aber ungleich wichtiger ist es doch, daß wir überhaupt mit unseren Nahrungsmitteln auskommen, und sehr verderblich ist es deshalb, wenn man dem ständigen Ruf nach billigen Preisen Zugeständnisse macht, die dieses allerbeste Ziel gefährden. Es ist deshalb gut, daß jetzt die Höchstpreise für Kartoffeln erhöht worden sind, denn die bisherigen Kartoffelpreise waren ein fortgesetzter Anreiz zur Verfütterung. Bei jeder Festlegung von Höchstpreisen muß man daran denken, daß es die Hauptsache ist, unsere Produktion zu den äußersten Anstrengungen anzuspornen, und daß gute Preise das wirksamste Mittel zu diesem Zwecke sind. So sicher stehen wir nicht da im zweiten Kriegsjahr, daß wir bereits an das Angenehme denken können, an Butter und Speck und billiges Fleisch, sondern wir müssen mindestens ebenso sehr wie im ersten Kriegsjahr an das Notwendige denken: daß wir bis zur neuen Ernte zu leben haben.

Diese Aufgabe ist heute in allererster Linie eine Aufgabe unserer Landwirtschaft. Wenn etwas dem ganzen deutschen Volke in diesem Kriege klar geworden ist, so ist es die Bedeutung unserer Landwirtschaft, wie für unser sittliches, so auch für unser körperliches Dasein. Unsere Landwirte müssen nicht nur für die Erzeugung möglichst großer Nährwerte und für deren Erhaltung sorgen, sondern auch dafür, daß möglichst viel an Nahrungsmitteln in die Städte hineinkommt. Sie müssen alles liefern, was sie irgend können, wenn dort nicht Unterernährung eintreten und damit die Zukunft des deutschen Volkes in Gefahr geraten soll, und wenn nicht mit dem Hunger die Kriegsmüdigkeit einkehren soll, wie sie unsere Feinde sich wünschen.

Damit ist unserer Landwirtschaft eine große Verantwortung auferlegt. Jeder, der die Lage überblickt, hat die Verpflichtung, nicht etwa beruhigend zu wirken, sondern allen Beteiligten den Ernst der Lage vor Augen zu führen. Sind wir uns seiner bewußt und spannen wir alle Kräfte an, so werden wir ohne jeden Zweifel auch im zweiten Kriegsjahr durchhalten. Das dritte Kriegsjahr, wenn es dazu kommen sollte, wird dann leichter sein. Wir werden 1916 wieder besser düngen können, denn der inländische Stickstoff bietet uns fortan für den ausländischen vollen Ersatz, wir werden hoffentlich auch nicht wieder eine solche Dürre erleben wie im vorigen Jahre, und kein Feind wird hoffentlich nochmals große Strecken deutschen Bodens verwüsten. Auf dem Gebiet der Volksernährung arbeitet fortan die Zeit nicht gegen uns, sondern für uns.

Der Kampf am Isonzo. Von Walter Dertel.

Italien hatte den Krieg erklärt: nach monatelangen Zögern und Verhandeln hatte die italienische Regierung die Mäste fallen lassen und war auf die Seite der Ententemächte getreten. Die Lage war äußerst kritisch. Mit der italienischen Armee betrat das Heer einer Großmacht den Kampfplatz, das jahrelang im besten Einvernehmen mit den Mittelmächten gestanden hatte und deren Einrichtungen und Operationsgrundzüge auf das genaueste kannte, dessen Führer monatelang Gelegenheit hatten, den gewaltigen Vorforderungen zuzuschauen, aus den in ihm gesammelten Erfahrungen zu lernen und dementsprechend das eigene Heerwesen zu verbessern und zu vervollkommen. Es kam ferner noch dazu, daß die gesamte italienische Armee mit starker Artillerie vollkommen schlagfertig da stand und mit dem Augenblick der Kriegserklärung in Bewegung gesetzt werden konnte.

Die Lage war sehr kritisch. An der italienischen Grenze standen bei Ausbruch des Krieges nur schwache Grenzschutztruppen,



Ein Heldengrab in der Dolomiten-Einsamkeit.



Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten auf dem italienischen Kriegsschauplatz: Proviant und Munition werden mit Tragtieren nach den Höhenstellungen gebracht.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Paul Deutlich.

verstärkt durch Zinnzwachen, wenige Landsturmabteilungen als Rückhalt dinsten. Griften die Italiener sofort ernstlich an, so bestand die große Gefahr, daß man weite Gebietsstücke würde räumen müssen, um erst mehr rückwärts, gestützt auf inwischen emporgerückte Verstärkungen, den Kampf aufzunehmen. Dabei war gerade die große Offensive im Osten im Gange, unter gewaltigen Schlägen wurden die Russen aus Galizien und Polen hinausgejagt; sollte man diese abbrechen oder einschränken, um dem neuen Feinde zu begegnen, und damit den Erfolg dieser so großzügig angelegten und geschickt durchgeführten Operation in Frage stellen?

Aber die Italiener zögerten. Es war, als wenn eine Lähmung sie befallen hätte. Während ihre Vortruppen, Verfalleri und Alpini, bereits am Rn und Mzli Brh umherkletterten und sich dort mit den Grenzschutztruppen herumschlagen, zögerte Cadorna immer noch, seine Massen in Fluß zu bringen. Inzwischen aber wurde, was an Truppen irgend entbehrlich war, von der österreichisch-ungarischen Seeresleitung an die italienische Grenze geworfen. Truppenzug auf Truppenzug rollte heran, das Bahnhofs wurde bis zu seiner Höchstbelastung ausgenutzt, und so standen bereits wenige Tage später österreichisch-ungarische Korps verammelt, um dem Angriff der Italiener zu begegnen. Und noch immer zögerte Cadorna. Da entschloß sich die Armeeführung, einfach selbst zum Angriff überzugehen, die italienischen Vortruppen zu werfen und als Verteidigungsfront eine Linie zu erreichen zu suchen, die sich im wesentlichen an den Flußlauf des Sponzo anlehnt und diesen als nicht zu unterschätzendes Hindernis vor der Front hat.

Die Österreicher und Ungarn griffen an. Unter hitzigen Gefechten gelang es dem rechten Flügel, die Verfalleri und Alpini vom Mzli Brh und vom Rn herunterzuwerfen und diese beiden mächtigen Felshöhen hochalpinen Charakters in die eigene Hand zu bringen. Mit der Eroberung dieser beiden Berge, vor denen sich die grünen Fluten des Sponzo dahinschlängeln, war dem rechten Flügel nicht nur eine beherrschende Position gesichert, sondern auch eine natur-



Der Versöhnungsrat bei der dritten Kompagnie. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Leutnants d. R. Gerhard Löbenberg.

liche starke Planierungsanlage für den Tolmeiner Brückenkopf gewonnen, den man nun mit allen Mitteln auszubauen suchte.

Die weiter südlich auf dem Komplateau versammelten Truppen folgten dem Beispiele des rechten Flügels. Sie brachen auf Plava vor, und es gelang ihnen auch hier, bis zum Sponzo durchzustoßen und durch Befehle von Plava sowie vor allem des Monte Sabotino die bisher schwer gefährdete Position des Görzer Brückenkopfes zu sichern. Im Süden aber wurde das Plateau von Dobersdo erreicht, und der Monte San Michele, der Monte dei Sei Busi und der Monte Cosich sind Namen, die wohl jedem im Gedächtnis bleiben werden, der jemals die Sponzofront kennengelernt hat.

In raschem Anlaufe war es den österreichisch-ungarischen Truppen so gelungen, sich einer Linie zu bemächtigen, die man nach Lage der Dinge kaum geglaubt hatte noch erreichen zu können, nun handelte es sich aber auch darum, diese gewonnene Stellung zu behaupten. Vorbereitet war hier fast nichts, nur der Tolmeiner Brückenkopf und die Podgora bei Görz waren etwas besetzt, aber weder auf dem Rn noch auf dem Plateau von Dobersdo waren Befestigungsanlagen vorhanden. Wie sollten solche geschaffen werden? Das Eingraben in den Felsboden des Rn, in dem Karstgestein des Plateaus von Dobersdo erfordert monatelange angespannte Arbeit unter Zuhilfenahme aller technischen Hilfsmittel, es mangelte an Holz für die Unterstände und Unterkünfte, kurz, nichts war da, und dabei mußte man täglich den Angriff der Italiener erwarten. Aber die Stellung mußte gehalten werden, und so half man sich damit, daß man aus den großen Felsblöcken, mit denen die Karstplateaus übersät sind, Steinwälle baute, um so wenigstens eine Art von Stellung zu bekommen.

Die Italiener kamen. Eine gewaltige Artilleriemasse leitete den Kampf ein und überschüttete die ganze Kampffront mit einem Hagel von Geschossen aller Kaliber vom Rn bis zum Monte Cosich herunter, als wenn die ganze dort liegende österreichisch-ungarische Armee durch diese unaufhörlich

heranraufenden Stahlmassen wie in einem großen Mörser gerammt werden sollte. Die österreichisch-ungarischen Stellungen waren in Rauch und Staub gehüllt. Unter dem furchtbaren Einschlag der schweren Geschosse brachen die leise aufgeschichteten Steinwälle zusammen, ihre Verteidiger unter sich begräbend, Steinplitter flogen umher, die Verluste vergrößend, das Hindernis wurde in alle Winde gefegt. — Von der Heftigkeit des italienischen Artilleriefeuers bekommt man dann einen Begriff, wenn man hört, daß ein Grabenstück von 300 m Breite in vier Stunden mit nicht weniger als 1900 Granaten belegt wurde.

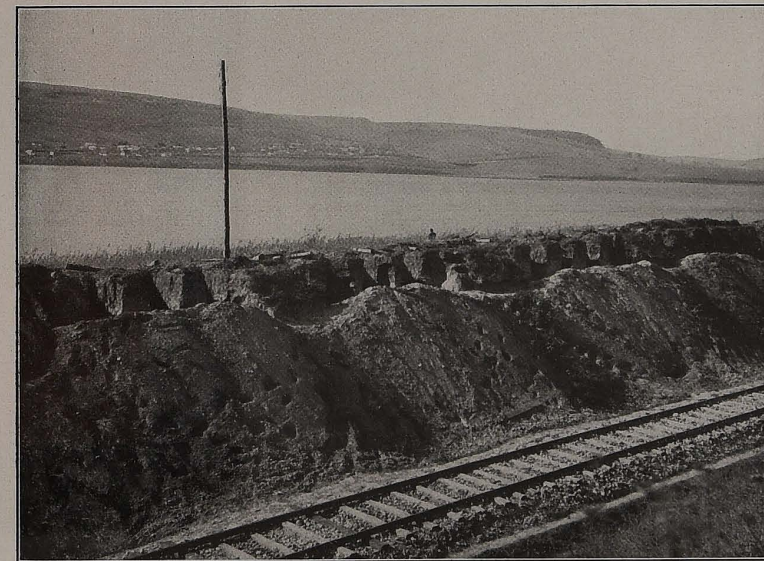
Die Italiener setzten zum Sturm an. Wegen den rechten Flügel führte Cadorna das aus Piemontese zusammengelegte ganz au-gezeichnete Korps Genua. Aber wenn auch durch das Trommelfeuer gräßlich zugerichtet, die tapferen Ungarn ergaben sich nicht. Ein rasendes Schnellfeuer zerfetzte die vordringenden Italiener, die Maschinengewehre feuerten mit Höchstgeschwindigkeit. Reihenweise fielen die Italiener zusammen. Als der dort kommandierende italienische Armeeführer General Brusati das Erlahmen des Angriffes sah, warf er die bisher gelparten Verfalleri- und Alpiniformationen ins Gefecht, denen als zweites Treffen die Garde folgte. Abermals verwandelten sich die zerfetzten Steinwälle in einen feuerpeinenden Berg, die österreichisch-ungarische Artillerie, die sich bisher vergeblich abgemüht hatte, durch ihr Feuer die italienischen Batterien auf sich zu ziehen, wirkte kräftig mit, auch dieser Angriff scheiterte unter Rieseverlusten der Italiener. Da setzte Brusati zum letzten Gewaltstoß an. Die Brigaden Vincona und Belluno mußten vor. Unter dem furchterlichsten Feuer drangen sie, unterstützt mit Piemontesen, Garde und Alpini, bis in die österreichisch-ungarischen Gräben. Ein Nahkampf von beispielloser Erbitterung folgte. Mit Kolben und Bajonett, mit dem Messer, oftmals mit einem riesigen Feldstein in der nervigen



General der Infanterie Freiherr v. Planzer-Baltin (>), der mit der seinem Oberkommando unterstellten 1. u. 1. Heeresgruppe an der beharrlichen Front eigene Wacht hält, nimmt die Meldung eines Ordonanzoffiziers entgegen.

ungarischen Linien. Die gefährlichen Steinwälle wurden gegen solche, wirtlichen Schutz bietende Sandabwerfungen ausgetauscht, Schutzhilde wurden zu Laufenden herangeschafft, mit Hade und Gesteinbohrer wurden die Gräben vertieft, Unterstände und Kavernen gebaut und vor allem auch ein Hindernis angelegt, das wirklich den Namen eines solchen verdiente. Maschinengewehre und Sturmabwerfgeschütze wurden in die Gräben geschleppt, und selbst schwere Geschütze habe ich in Höhen gefunden, wo ich gestaunt habe, wenn ich bedachte, welche Riesennähe und Arbeit es gekostet haben muß, die schwere Last die Berge hinaufzuschaffen. Auch Kommunikationen wurden gebaut, der Nachschub geregelt, rein alles getan, was angesichts der nie aussehenden italienischen Beschichtung menschenmöglich war, um eine Stellung kampffähig zu gestalten. Allerdings, die italienische Artillerie war jetzt auch vielfach anderweitig beschäftigt. Immer neue österreichisch-ungarische Batterien, vom schwersten Mörser bis zur leichten Feldkanone, schoben in die während der ersten Sponzofront so dünnen Artillerielinien ein, und leisteten so die stärkste Hilfe, die sich vom Rn bis an das Meer spannte. Jetzt konnte man die Italiener ruhig erwarten.

Sie kamen. Zwei frische Armeen führte Cadorna heran, der diesmal den Schwerpunkt seines Angriffs gegen das Plateau von Dobersdo richtete. Abermals begann ein wildes Ringen um den Monte San Michele, den Monte dei Sei Busi und den Monte Cosich. Tagelang schwante der Kampf unentschieden hin und her. Mehrmals gelang es den Italienern, dank ihrer riesigen Übermacht, in unsere Gräben einzudringen, aber stets wurden sie nach erbittertem Handgemenge unter kräftiger Mitwirkung der österreichisch-ungarischen Artillerie wieder hinausgeworfen. Der Kampf flaute hier ab und flanderte dafür im Norden schärfer auf, wo die Italiener nun gegen die Podgora und den Tolmeiner Brückenkopf zum Sturm vordrangen.



Von den Russen zu Stellungen ausgebauten Eisenbahnabzweigungen der Plota-Lipa-Front.



Alte ruthenische Holzkirche.

fault, warfen sich die Ungarn auf den verhassten Gegner. Was von Italienern die österreichisch-ungarische Brustwehr überdritt, fiel, erstickte, und halb vernichtet flutete der Rest in die eigenen Stellungen zurück. Tausende von Italienern lagen tot vor den Hindernissen, hingen in den Trümmern oder bedeckten mit eingeschlagenem Schädel den Boden der österreichisch-ungarischen Gräben. Der Angriff auf den rechten Flügel hatte mit einer geradezu vernichtenden Niederlage der Italiener geendet.

Als die Italiener sahen, daß ihre Absicht, am Rn, Mzli Brh und Tolmeiner Brückenkopf durchzubrechen und von dort aus nach dem flüchtigen Boden durchzustoßen, flüchtig gescheitert war, verließen sie Plava, den vordringendsten Punkt des Komplateaus, den sie von drei Seiten mit Artilleriefeuer fallen konnten, kurzweil zu schiessen und hier durchzubrechen, während sie gleichzeitig frontal am Monte Sabotino und an der Podgora anpöckelten. Aber auch hier konnten sie nicht vorwärtskommen. In Plava hielten die dort liegenden Truppen in einer Höhle aus und wiesen dann die heranschwärmenden Italiener ab, und ihr Stoß gegen den Monte Sabotino und die Podgora, jene Höhe, welche sich wie ein mächtiger Querriegel schützend vor Görz erhob, wurde glatt abgewiesen. Dasselbe Schicksal erlebten die Korps, welche im Endabchnitt am Plateau von Dobersdo anpöckelten. Auch sie wurden abgeschlagen, ohne einen Geländegewinn zu erzielen. Die furchtbaren Kämpfe, die hohen Verluste machten sich bei den Italienern geltend. Cadorna sah ein, daß eine Pause zur Retablierung unbedingt notwendig war. Er führte seine Scharen zurück und überließ es seiner Artillerie, weiter die österreichisch-ungarischen Stellungen zu beschleichen. Die erste Sponzofront war von den Italienern verloren und damit die Gefahr eines Durchbruches nicht nur für jetzt, sondern auch für später abgewendet. Denn mit dem Augenblicke, wo an der Front eine Kampfpause eintrat, begann eine fieberhafte Tätigkeit in den österreichisch-

Auch hier abgewiesen, feuerten sie in ihrer Wut nach Görz hinein, um so diese schöne Stadt, die ihnen so greifbar nahe und doch so unerreichbar für sie lag, wenigstens zu zerstören. Abermals mußte Cadorna seine Korps, die durch das tagelange Wüten und Ringen und die vielen Massensterben furchterlich gelitten hatten, zurücknehmen. Zehntausende waren nutzlos hingeopfert, denn die österreichisch-ungarische Stellung stand vollkommen unerschüttert. Und sobald wieder Ruhe eintrat, schafften Tausende fleißiger Hände in unseren Stellungen. Die durch die letzten Kämpfe entstandenen Schäden wurden ausgebessert, und dann arbeitete man weiter bis zur höchsten Erschöpfung am Ausbau.

Mit jedem Tage wurden dank den im harten Felsgestein ausgebauten vorzüglichen Deckungen, dank den nun endlich wirklich deckenden Gräben die Verluste durch das feindliche Artilleriefeuer geringer, und als Cadorna zum drittenmal angriff, war die Stellung bereits von solcher Stärke, daß man ihm sein Schicksal schon im voraus hätte prophezeien können. Er wurde geschlagen und mußte weichen. Wenn man übrigens aufmerksam die Schlachtrichter am Sponzo verfolgt hat, so wird man finden, daß jede folgende Schlacht kürzer als die vorhergehende war, daß sich immer häufiger die Meldungen wiederholten: „Die Italiener gelangten nur bis an unsere Hindernisse“, und: „Der Angriff brach im Feuer zusammen“. Diese Pause zwischen den Sponzofrontkämpfen, diese nie aussehende rasche Arbeit, die auch heute, wo der vierte Ansturm der Italiener glücklos und leicht abgeschlagen wurde, nie abbricht, das ist das Bewundernswerte an der ganzen Sponzofront. Aus dem Nichts ist in jenen Gegenden, wo sonst nur die Hochflächen, in Höhen, wo sonst nur die Gesteine durch die Felsen freiliegen, eine Befestigungsanlage von einer Größe und Höhe entstanden, die, wenn man die Mauer anschaut, deren Schutz sie anvertraut ist, niemals ein Italiener außer als Gefangener passieren wird.



Vorjugend im Sonntagsanzug in einem Dorfe bei Stanislaw. Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten in Galizien.



Zubereitung des Essens bei den Landwehr Standbüchsen. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Leutnants d. R. Gerhard Löbenberg.

Hinter der Front auf dem italienischen Kriegsschauplatz.

Flüchtlingsfürsorge in Österreich. / Von Carl Junker, Wien.

Mit acht Abbildungen nach Aufnahmen von J. Wolfen, Wien.



Ruthenisches Flüchtlingslager in Gmünd (Nieder-Österreich); Hauptplatz.

Die nächste Folge des Ausbruchs des Weltkrieges im August 1914 war, daß sich aus den von den kriegerischen Maßnahmen in erster Linie betroffenen Gegenden ein Menschenstrom ins Hinterland ergoß. Teils handelte es sich bei diesen Scharen von Flüchtlingen um solche, die durch die Gefahr, in der sie sich befanden, oder wenigstens aus Angst vor einer solchen Gefahr sichere Orte aufzusuchen, teils um solche, die durch die Militärkommanden angewiesen wurden, aus strategischen Gründen ihre Wohnstätten zu verlassen. In beiden Fällen erfolgte die Flucht meist sehr plötzlich, und nur die wenigsten waren in der Lage, auch nur den geringsten Teil ihrer Habe mit sich zu führen und zu retten. Lange bevor die Verwundetenzüge im Hinterland eintrafen, ließen die langen Züge armer, in Angst gekochener Menschen der Bevölkerung im sicheren Reichsinnern die Schrecken des Krieges erkennen.

Da aber glücklicherweise das Deutsche Reich bald in der Lage war, den Krieg über seine Grenzen hinauszutragen, litt es unter der Erscheinung der Flüchtlinge weit weniger als die österreichisch-ungarische Monarchie. Ausgedehnte Gebiete dieser, insbesondere Österreichs, gerieten in den ersten Wochen des Krieges in die Hand des Feindes, und das Zustromen von Flüchtlingen ins Hinterland wiederholte sich in ähnlicher Weise, als die Russen die Grenzen Ungarns bedrohten, und als im Mai vorigen Jahres der Krieg der Monarchie mit Italien begann. Unsere tapferen Truppen säuberten Ungarn rasch vom Feind; als es ihnen aber gelang, Galizien wiederzuerobern, glichen vielfach die von den Russen besetzten Gebiete in diesem Kronlande einer einzigen Zerstörungstätte. So wurde das Flüchtlingsproblem in erster Linie für die österreichische Regierung zu einer sehr schwierigen, zum großen Teil noch andauernden Belastung. Wie groß die daraus erwachsende Aufgabe für unseren Staat wurde, erkennt man am besten, wenn man hört, daß seit Beginn des Krieges weit über eine Million Menschen, teils vorübergehend, teils dauernd aus ihren Wohnstätten vertrieben,

im Hinterlande Unterkunft und Versorgung finden mußten. Die überwiegende Mehrzahl dieser Flüchtlinge war ganz ohne Mittel und daher auf die Sorge des Staates oder der öffentlichen Wohltätigkeit angewiesen. Die österreichische Regierung hat sich nun durch die glänzende Durchführung dieser kaum erwarteten, plötzlich eingetretenen und daher um so schwierigeren Aufgabe ein großes Verdienst erworben. Die Art und Weise, wie sie für diese Flüchtlinge im Hinterland gesorgt hat, bildet ein bleibendes Ruhmesblatt der österreichischen Verwaltung, wenn auch voll anerkannt werden muß, daß freiwillige wohltätige Organisationen ihr die Aufgabe vielfach erleichterten. Freilich darf man aber anderseits auch nicht vergessen, daß diese Aufgabe infolge der heftigsten österreichischen Verhältnisse doppelt schwierig war. Ist es an und für sich schon ein Kunststück, mitten in den Wirren des Krieges eine solche Menschenmasse, wenn auch nur vorübergehend, neu anzusiedeln, so wird es noch erschwert, wenn die Menschen, die hier dem Reichsinnern zuströmen, anderer Nationalität, andere Sprachen sprechende sind als jene, in deren Mitte sie Aufnahme finden mußten. Die Durchführung dieser Aufgabe und die Fürsorge für die Flüchtlinge überhaupt wurde einem eigenen Departement des Ministeriums des Innern anvertraut. Dieses entwickelte in seinen Arbeiten eine höchst anerkennenswerte Energie, griff rasch und zielbewußt ein und schuf in kürzester Zeit geradezu Musterquartiere. Ein großer Teil der Flüchtlinge wurde in Städten und Gemeinden untergebracht — so hat die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien an eine Viertelmillion Flüchtlinge beherbergt — die übrigen Flüchtlinge wurden in eigens errichteten Barackenlagern, die vielfach den Charakter eigentlicher Städte tragen, vereint.

Die Errichtung und das Leben in diesen Barackenstädten ist, wie unsere Bilder zeigen, ungemein interessant und teilweise geradezu malerisch. Die wichtigsten dieser Barackenlager befinden sich in Bruck a. d. Leitha (meist Juden), Gmünd



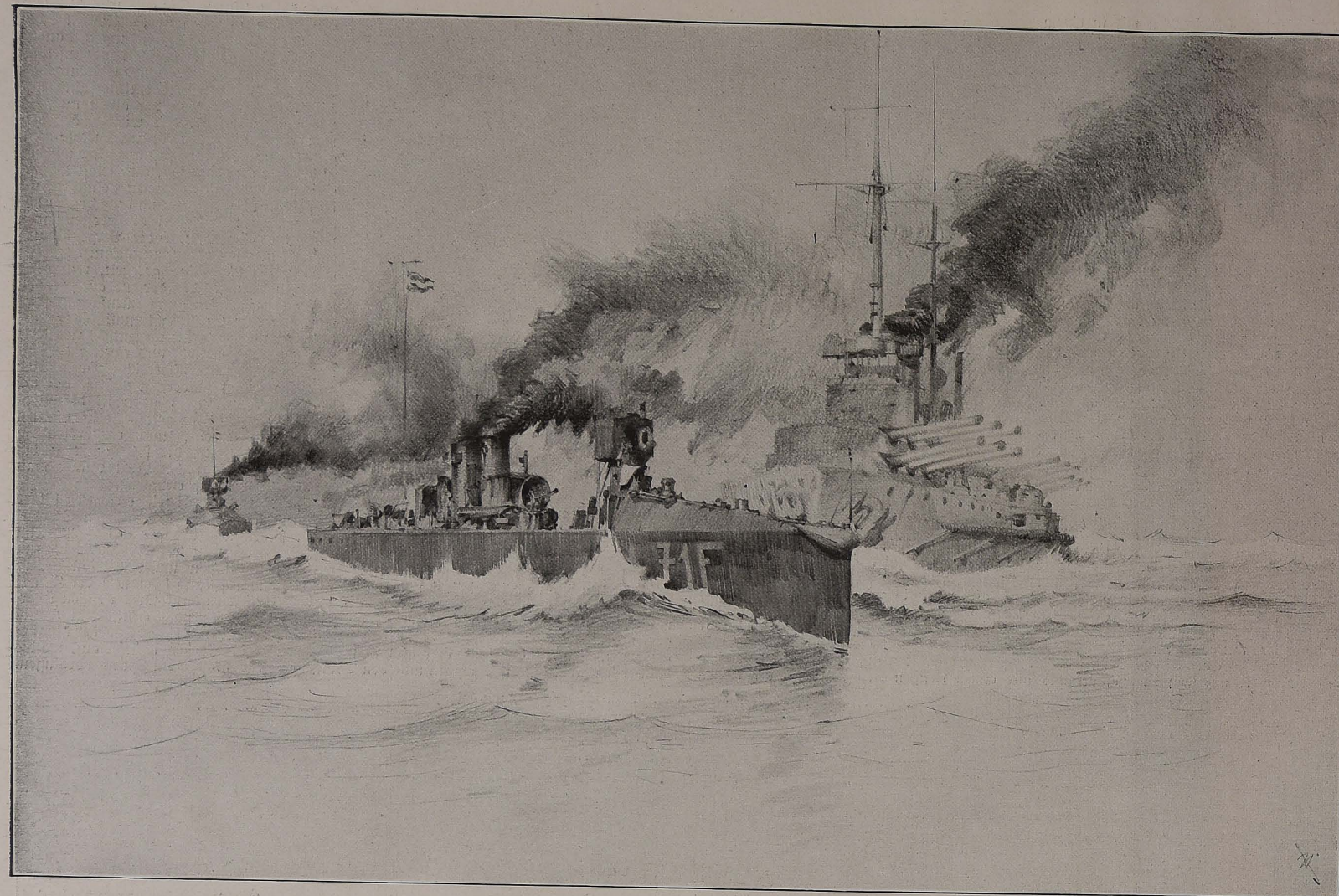
Morgenspizze im Spital in Gmünd.



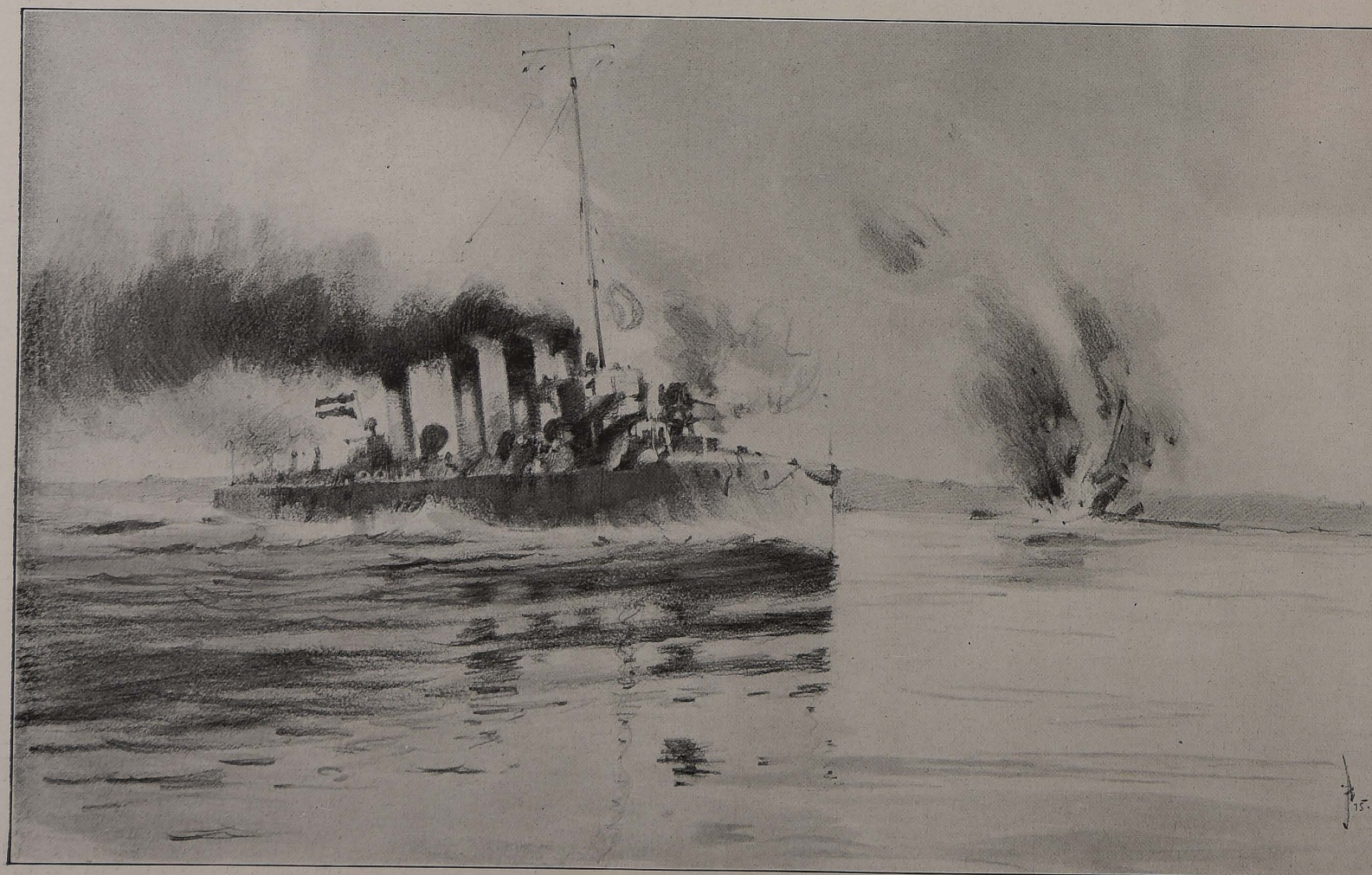
Stickerinnen aus Galizien in Gmünd.



Jüdische Flüchtlinge beim Morgengebet in Gmünd.



Großkampfschiff und Hochsee-Torpedoboot.



Die Vernichtung des französischen Unterseeboots „Fresnel“ durch S. M. S. „U-1“ an der albanischen Küste im Dezember 1915.

Die österreichisch-ungarische Marine im Weltkrieg.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem k. u. k. Seespiranten J. v. Zoppetti.

(Ruthenen, Slowenen und Kroaten), Mitterndorf und Pottendorf (Staliener), Wagna bei Leibnitz (ebenfalls fast vorwiegend Italiener), Reding bei Wolfsberg (Ruthenen), Ohogen (Polen), Gapa, Nilsburg und Pohritz (Juden). — Die größten sind jene von Gmünd, Wagna und Ohogen, die einen Belagraum für 30 000 und mehr haben. Sie bilden ganz moderne Städteanlagen, wenn sie auch fast durchweg nur Holzbauten enthalten. Sie sind vorzüglich kanalisiert, elektrisch beleuchtet und verfügen durchweg über eigene Wasserleitungen. Die Flüchtlinge selbst sind je nach ihrer sozialen Stufe teils in sogenannten Quersbaracken mit Zimmern, teils in gewöhnlichen Baracken mit Massenquartiereinrichtungen untergebracht. Die Verpflegung ist fast durchweg einheitlich geregelt und in der Hand von kaufmännischen Gesellschaften, die ein Abkommen mit der Staatsbehörde getroffen haben. Dabei spielt aber auch die staatliche Verwaltung, d. h. die Verwaltung des Lagers selbst, eine gewisse Rolle, da insbesondere die Verpflegung der Kinder mit Milch meist in eigener Regie erfolgt. Auch die Bekleidung und Beschuhung wird, da es sich in der Mehrzahl der Fälle um ganz unbemittelte Menschen handelt, von der Verwaltung beigelegt.

Eine Hauptfrage in diesen Barackenlagern ist begrifflicherweise der Gesundheitszustand, zumal die Flüchtlinge häufig aus infizierten Gegenden kamen und sehr oft mit Ungeziefer befallen waren. In jedem Barackenlager besteht daher eine Desinfektionsanstalt und die notwendigen Bade- und Reinigungseinrichtungen, zu deren regelmäßiger Benutzung die Flüchtlinge zum großen Teil erst tatsächlich erzogen werden mußten. Die Reinlichkeit, die natürlich eine Hauptbedingung für die Gesundheit in solchen Massenquartieren ist, mußte den Leuten erst beigebracht werden. Nach den Berichten aus den Lagern gelang dies jedoch weit rascher, als man vermutete, wie überhaupt die kulturelle Entwicklung dieser Flüchtlinge während der kurzen Zeit ihrer Unterbringung in Lagern geradezu erstaunlich ist.

Auf diesem Gebiete sind die Erfolge der Fürsorgeaktion der Regierung besonders schön. Sie hat allerdings hier auch keine Mühe und keine Kosten gescheut. Sie hat sich nicht damit begnügt, die armen Flüchtlinge unter ein schützendes Dach zu bringen,

dieser Flüchtlinge, insbesondere unter den Ruthenen, Rumänen, den Frauen aus Krain und dem Küstenlande, blüht nämlich eine eigenartige Volkskunst; sie verfertigen reizvolle, bunte Stickereien und klöppeln und nähen zum Teil außerordentlich schöne Spitzen. Ein Besuch in diesen Lagern an einem schönen Sommertag bietet ein eigenartiges, malerisches Bild, insbesondere dort, wo die Frauen in ihren bunten Trachten zu sehen sind. Sie und die Kinder, deren Zahl durchweg sehr groß ist, machen einen überaus gehenden, glücklichen Eindruck. Über so wohl sie sich auch fühlen, befeht sie doch alle der Wunsch, in ihre Heimat zurückzukehren. Ein eigentümlicher, in mancher Hinsicht erhebender Gedanke ist es, daß die Liebe zur Scholle bei allen diesen Menschen so ausgeprägt ist, daß, obwohl sie jetzt in solcher Ruhe, Ordnung und verhältnismäßigen Sorglosigkeit dahingleben können, sie sich doch nach dem Tage sehnen, wo sie endlich wieder in ihre Heimat, in ihre Geburtsstätten zurückkehren können, wenn sie auch das Bewußtsein haben, daß sie diese vielfach öde und gestört antreffen werden.

Kriegschronik.

(Fortsetzung von der zweiten Umschlagseite.)

2. Februar 1916. (Fortsetzung.)

Im Sugana-Tal wurden westlich von Roncigno mehrere Angriffe eines italienischen Bataillons abgewiesen; am Sange des Col di Lana wurde eine feindliche Sappenstellung im Handgemenge genommen und gesprengt.

In Albanien gewonnen die österreichisch-ungarischen Vortruppen ohne Kampf das Südufer des Mati-Flusses. In Montenegro volle Ruhe.

Die „Pettersburger Telegraphen-Agentur“ meldet: Ministerpräsident Goremykin ist auf sein Erfinden hin in Anbetracht seines geschwächten Gesundheitszustandes von seinen Obliegenheiten als Ministerpräsident entbunden und zum Vizepräsidenten des Reichsrates Stürmer ernannt worden.

Der türkische Thronfolger Jusuf Izzedin hat sich wegen einer Krankheit, an der er



Italienisches Flüchtlingslager in Wagna bei Leibnitz: Kindergarten.



Kinderhospital in Gmünd.



Inneres einer Spitalbaracke in Wagna.

zu nähren, zu kleiden, in vorzüglich ausgestatteten Spitals- und sonstigen sanitären Einrichtungen gesund zu machen und zu erhalten, sondern sie hat auch eine ausgebreitete religiöse, kulturelle, ja fast könnte man sagen, geistige Fürsorge für die Flüchtlinge entwidelt, so daß für viele von diesen ihre Flucht geradezu von Segen war. Nicht nur, daß in allen Lagern die zum Gottesdienst nötigen Einrichtungen getroffen, die Gotteshäuser selbst durchweg mit einem stimmungsvollen Geräusche eingerichtet wurden, wurden auch Schulen gebaut, Werkstätten errichtet, ja in einzelnen Lagern gibt es sogar Leseschulen, Theater, Kinos und Turnhallen. Die Schulen sind nicht nur für die Kinder bestimmt, sondern auch vielfach für Erwachsene, da sich unter den galizischen Flüchtlingen verhältnismäßig viele Analphabeten befinden. In den Werkstätten wird nicht nur die Schneider-, Schuster- und Tischlerei betrieben, sondern es werden auch in speziell hierzu geschaffenen Räumen künstlerische Handarbeiten verfertigt. Unter den Frauen aller

seit einiger Zeit litt, das Leben genommen. Er schnitt sich gestern früh 7 Uhr in seinem Balcón die Adern des linken Armes auf. — Nach einer Neuermeldung aus Newport News ist der vernünftige englische Dampfer „Appam“ unter Führung einer deutschen Offiziersmannschaft und unter deutscher Kriegsflagge auf Old Point an der Küste von Virginia angekommen. Der Dampfer ist auf der Höhe der Kanarischen Inseln von einem deutschen Kriegsschiffe aufgegriffen worden. Die „Appam“ hatte bei ihrer Ankunft 425 Personen an Bord, darunter 138 von vor der Ausbringung der „Appam“ vertriebenen britischen Schiffen. Das deutsche Kriegsschiff, das den Dampfer „Appam“ aufbrachte, soll den Namen „Möve“ geführt haben. Es hatte vor der Ausbringung der „Appam“ die folgenden sieben Dampfer vertrieben: „Arthur“, „Corbridge“, „Armad“, „Dromonby“, „Barringtonford“, „Trader“ und „Elihu“. Auf der Reise über den Atlantischen Ozean soll der Dampfer „Appam“ zwei britische Schiffe gefangen haben.



Turnübung in Gmünd.

Das Mädchen mit den Schwänen.

Ein Kriegserlebnis aus Masuren. Von Ernst v. Wolzogen.

(1. Fortsetzung.)

Der Unteroffizier Plaskke war ein Teufelskerl. Er war einer der ersten in der Kompanie, die sich für verwegene Patrouillengänge das Eisener Kreuz erobert hatten. Auch heute wieder stürmte er dem gefährlichen Abenteuer mit wahrer Knabenlust entgegen. Im Schutze eines Hohlweges ging er mit seinen sechs Mann vor, bis die Höhe, auf der die Windmühle stand, erreicht war. Dann hieß er die Leute in weiten Abständen bäuchlings herankriechen; und zwar sollten die an den Flügeln sich rascher vorwärtsarbeiten, so daß eine Einkreisung der Mühle ermöglicht wurde.

Kaczmarek befand sich in der Mitte, in nächster Nähe des Unteroffiziers. Das war eine saure Arbeit, dieses Vorwärtsschleichen über verschneiten Sturzacker, zumal, da sie die Gewehre nicht auf dem Rücken hängend trugen, sondern sie in der Hand nachschleiften, um gleich schußbereit zu sein, falls sie Feuer bekamen.

Die Mitte der kleinen kreisförmigen Schützenlinie war bereits bis auf fünfzig Meter heran. Wenn der Auslugposten in der Mühle nicht schlief, dann mußte er auf dem weißen Schnee unbedingt die herankriechenden Gestalten gewahr werden. Unteroffizier Plaskke befahl den nächsten Leuten, durch ganz leisen Zuruf, haltzumachen, während die beiden Flügel bis zur völligen Umfassung weiterkriechen sollten. Die Stillegeenden begannen jetzt die Kälte ganz empfindlich zu spüren; in ihren dicken Mänteln hatten sie bei der Anstrengung der kriechenden Fortbewegung über mindestens 150 Meter Sturzacker nicht wenig Schweiß vergossen; jetzt aber spürten sie, wie ihnen die Kälte an Brust, Bauch und Knie kroch. Zudem hatte sich als Vorbote des Morgens ein eisiger Wind aufgemacht, der ihnen gerade ins Gesicht blies.

Kaczmarek froh, daß es ihn nur so riß und die Zähne aufeinanderzuschlugen. „Kerl, du klapperst ja wie 'n Storch!“ flüsterte ihm Unteroffizier Plaskke heiser zu: „Halt deine Schnauze mit die Klauen zu, du bringst uns ja ins Unglück, Mensch!“

Wirklich richtete sich Kaczmarek auf den rechten Ellenbogen ein wenig auf, stützte sein Kinn in die hohle Hand und preßte den Oberkiefer mit den Fingern dagegen.

Immer noch kein Schuß! Sonderbar. Der Unteroffizier gab durch ein leises Zischen das Signal zum Weiterkriechen. Und wirklich kamen alle die sieben Mann unbemerkt bis dicht an die hölzerne Mühle heran. Der Unteroffizier richtete sich zuerst auf, und die anderen folgten seinem Beispiel. Sie hielten leise Rat; dann klinkte Plaskke vorsichtig die Türe auf und ließ Kaczmarek und noch drei andere Leute über das Treppchen hinauf. Es war finster da drin und kein Laut zu vernehmen. Kaczmarek ließ seine Laterne aufleuchten, während seine drei Kameraden die Gewehre in Anschlag brachten. Das Nest war leer.

„Kinder,“ sagte Plaskke, sich hinter den Ohren kratzend, „das hat was zu bedeuten, daß die Russen hier den Posten zurückgezogen haben. So unverrichteterdinge dürfen wir nicht wiederkommen. Wenn ihr jetzt denkt, wir werden kehrtmachen und wieder in die warme Klappe kriechen, dann kennt ihr Plaskken schlecht. Ein Mann kann zurückgehen und melden. Zwei bleiben hier in der Mühle. Nach hinten raus sind ja zwei Luken; da könnt ihr rausgucken. Aber gut aufpassen, nicht schlafen! Ich mache mich mit den drei übrigen weiter ran; wenn's sein kann, bis an den russischen Schützengraben. Wenn wir Feuer kriegen und müssen laufen und werden verfolgt, dann pfeift ihr zwei aus der Mühle feste raus. Wenn sie Kugeln pfeifen hören, werden sie schon umdrehen, die Brüder. Na, Kaczmarek, wissen Sie, was Sie zu tun haben? Sie sind ja nicht auf den Kopf gefallen: übernehmen Sie mal hier die Leitung, und machen Sie ihre Sache gut.“

„Jawohl, Herr Unteroffizier. Ich wünsche viel Glück auf den Weg.“ „Danke, Polack. Nu man los mit Gott für König und Vaterland!“ Von seinem Auslug sah Kaczmarek die vier grauen Gestalten aufrecht über die Schneefläche schreiten; aber schon nach kaum einer Minute waren sie seinen Blicken verschwunden. Die Nacht hatte sie verschlungen, oder aber das Gelände senkte sich schon dicht hinter der Mühle und entzog sie dadurch der Sicht. Kaczmarek besprach sich mit seinem Kameraden. Daran hatte der Unteroffizier nicht gedacht, daß sie hier oben einen toten Winkel so nahe vor sich haben könnten. Wenn es wirklich so kam, wie Plaskke annahm, daß die Patrouille vom russischen Schützengraben aus verfolgt wurde, dann konnten sie ihr mit dem wildesten Geschieß von der Mühle aus keinen Beistand leisten. Die beiden Kameraden öffneten die Fensterchen und lauschten angestrengt hinaus. Der kalte Südwestwind blies scheidend herein; aber das mußte ausgehalten werden, denn sie waren einzig auf ihre Ohren angewiesen.

Eine ganze Stunde verrann, ohne daß sie einen anderen Laut vernommen hätten als das leise Pfeifen des Windes um die Ecken und Flügel der Windmühle. Dreiviertel vier war die Uhr bereits, und die Müdigkeit drohte die beiden Männer ungeachtet ihres Pflichteifers zu überwältigen, als einige Schüsse, aus anscheinend nicht allzu weiter Entfernung, sie aufschreckten. Kaczmarek schlug vor, die Mühle zu verlassen und so weit vorzugehen, bis die nächste Talmulde überschauen konnten. Sein Kamerad stimmte ihm bei. Kaum zwanzig Schritt brauchten sie zu gehen, als sich der Sturzacker bereits zu senken begann. Sie hockten sich nieder und suchten mit ihren Augen die Finsternis zu durchdringen. Vergeblich. Da

unten in der Mulde war es noch pechdunkel, während oben auf der Höhe das erste Morgengrauen von Osten her einen schwachen Schimmer verbreitete.

„Hat sich kein Zweck“, wendete sich Kaczmarek an seinen Kameraden; „wir machen sich retour in das Mühle und warten, bis heller wird.“

Er richtete sich auf, und der Kamerad folgte seinem Beispiel. Doch kaum hatten sie ein paar Schritte nach rückwärts getan, da piff es von unten herauf: piff, piff, piff! ihnen dicht um die Ohren. Erschrocken wendeten sie sich um und sahen im kurzen Aufblitzen zahlreicher Gewehr-schüsse, daß vom Grund herauf mehr als nur eine Patrouille, vermutlich eine ganze Schützenlinie, im Anmarsch sein müsse. „Marsch, marsch!“ kommandierte Kaczmarek. Und sie liefen uns Leben.

Noch ein paar Kugeln piffen ihnen nach, ohne zu treffen. Bald fiel der eine, bald der andere lang hin über die verdammten harten Schollen; aber nach wenigen Minuten hatten sie glücklich den Fahrweg erreicht, und bald darauf waren sie in sicherer Deckung. Keuchend stürmten sie vorwärts.

In kaum einer Viertelstunde legten sie den Weg zurück, für den sie beim Ausmarsch fast eine ganze Stunde gebraucht hatten, und atemlos erstattete Kaczmarek dem Leutnant seine Meldung: „Feindliche Schützenlinie in Anmarsch, Herr Leutnant!“

„Na, das ist nur gut, daß ihr da seid. Unteroffizier Plaskke hatte schon Angst, ihr könntet abgeschnitten werden. Er ist auf der Straße zurück mit seiner Patrouille und hat schon gemeldet. Laßt sie nur kommen, wir wollen sie eklig empfangen.“

Die ruhende Schicht der Schanzer war bereits alarmiert worden. Kaczmarek und sein Kamerad waren kaum wieder zu Atem gekommen, als sie anrückten und sich auf den Graben verteilten. Der war freilich kaum halb fertig und noch ohne Drahthindernisse, doch immerhin bot er für knieende und liegende Schützen bereits ausreichende Deckung. Der Hauptmann schritt die ganze Linie ab und ermunterte die Leute, nicht zu schießen, bis die Russen so nahe heran wären, daß man ihre Gestalten in der fahlen Dämmerung deutlich erkennen könne. Er werde mit seinem Pfeifchen das Signal zur Eröffnung des Feuers geben.

Eine halbe Stunde verrann in gespanntester Erwartung. Mit geöffneten Patronentaschen, ein Häuflein loser Patronenrahmen zur Rechten, lag die ganze Kompanie im Anschlag und achtete in ihrer heißen Erregung weder der grimmigen Kälte noch der unbequemen Lage in dem unfertigen Graben. Der östliche Horizont begann sich bereits gelbrötlich zu säumen; doch nur ein paar Minuten lang leuchtete der helle Streifen weit hinten über den dunklen Wäldern, dann verblaßte er rasch, wie wenn ein dicker Schleier davorgezogen würde. Novembernebel begann zu brauen; der schändlich türkische Nebel, den der anrückende Feind sich wie eine Tarnkappe über den Kopf ziehen kann. Der Hauptmann sah nach der Uhr. Er ließ seine elektrische Taschenlampe aufblitzen, um das Zifferblatt zu beleuchten, und fast gleichzeitig piff ihm eine Kugel dicht am Kopf vorbei. Ehe er noch sein Pfeifchen an den Mund setzen konnte, hub von hüben und drüben ein tolles Schießen an. Der Feind mußte ganz nahe herangekommen sein. Aus dem Schützengraben sprangen von hier und da laute Rufe auf: „Ich sehe sie! Sie sind da!“ — „Zwanzig Meter!“ — „Fünfzig Meter!“ — Tief halten! — Schnellfeuer! Es hätte der Befehle gar nicht bedurft. Wenn sie auch noch nie in einer solchen Lage gewesen waren, die kampferprobten Landwehrlaute taten instinktiv, was die Not gebot.

Der Angriff schien abgeschlagen. Das rasende Feuer wurde von den Russen nur schwach erwidert, und die Kugeln gingen alle über die Köpfe weg. Da kam ein Mann auf allen vieren gekrochen und rief nach dem Hauptmann. Er hatte auf dem rechten Flügel Posten gestanden und meldete, daß eine dichte Schützenlinie von der rechten Flanke her im Anmarsch sei. Da entschloß sich der Hauptmann, um nicht flankiert zu werden, sich ins Dorf zurückzuziehen und sich in den äußersten Häusern zu verteidigen, solange es anging, wenn irgend möglich, bis Hilfe kam. Er sandte einen Radfahrer zum Abschnittskommandeur, mit der Bitte um schleunige Entsendung beträchtlicher Verstärkung, und dann ließ er den Befehl durch den Graben weitersagen, daß der rechte Flügelzug liegenbleiben und den Frontalangriff des Feindes aufhalten sollte, während der linke Flügelzug sich im Schutze des Nebels nach dem Dorfe zurückziehen und die äußersten Häuser besetzen sollte. Ob der Befehl wirklich den ganzen Schützengraben durchlief, oder ob er in dem toten Lärm des Schnellfeuers und in der Aufregung halbwegs erstarrte, das vermochte der Hauptmann nicht mehr festzustellen. Eine Menge Leute krochen aus dem Graben heraus; deren Führung übergab er dem Leutnant und hieß ihn, sie im Laufschrift nach dem Dorfe zurückzuführen. Er selbst kroch auf allen vieren nach der Mitte des Grabens zurück, um das Feuergefecht weiter zu leiten. Sein gutes Glas zeigte ihm auch nicht mehr, als seine unbewaffneten Augen wahrnahmen: aufblitzende Schüsse in nächster Nähe, im Nebel sich bewegende undeutliche Gestalten. Er ließ das Feuer stoppen, um zu sehen, was die Russen dann unternehmen würden; und sobald Stille eintrat, hörte er nicht nur nicht vor sich, sondern auch vom rechten Flügel her in größerer Entfernung russische Kommandorufe. Nur wenige Sekunden währte die Pause, da stürmten die Russen mit lautem „Urri“ vor. Er ließ sein Pfeifchen ertönen, und sofort feuerten seine Leute drauflos, daß die Schüsse rasselten wie ein Wirbel auf eiserner Trommel.



„Gloria! Vittoria!“ — Die Kinder in den besetzten Gebieten singen unsere deutschen Soldatenlieder. Nach einer Zeichnung des auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Fritz Grottemeyer.

Man sah im Nebel das Zurückfluten der Angreifer, man hörte die Hilfschreie niedergebrogener Verwundeter. Ein paar tollkühne Gesellen waren aber doch unverwundet bis an den Graben gelangt, standen gespenstisch groß auf der ausgeworfenen Erdwelle der Brustwehr und schwingen ihre Gewehrkolben hoch durch die Luft. Doch die Landwehrmänner kamen ihnen zuvor; den einen Russen packten zwei von ihnen gleichzeitig um die Beine und brachten ihn dadurch zu Falle, ein paar andere wurden durch Gegenstöße gegen den Leib taumelnd zurückgejagt, zwei andere gleichzeitig von mehreren starken Fäusten an der Brust und an den Armen gepackt und in den Graben hineingezerzt.

Es blieb keine Zeit, sich des Sieges zu freuen, denn jetzt erhob sich von rechts her das grimmige „Urri“ einer anstürmenden, anscheinend geschlossenen Truppe, und das rasche Getrappel der Stürmenden näherte sich mit einer Geschwindigkeit, daß keine Zeit zu langem Überlegen blieb. Der Hauptmann ließ das Kommando: „Raus aus dem Graben! Kehrt, marsch, marsch, nach dem Dorf zurück!“ durchlaufen, und als er die Leute auf allen vieren herauskriechen sah, schrie er mit dem äußersten Aufgebot seiner Stimmkraft: „Auf, mir nach! Gefangene und Verwundete mitnehmen! Im Laufen alle zehn Schritt kehrt machen und schießen! Daß sich keiner gefangennehmen läßt! Vorwärts, Kinder: Sprung, marsch, marsch!“

Offenbar war der Feind von der Front nicht gar so weit zurückgewichen, denn sobald die Landwehrleute den Rückzug antraten, setzte sein Verfolgungsfeuer ein. Der Hauptmann war einer von den Ersten, den eine so blindlings in den Nebel hineingejagte Kugel traf. Kaczmarek lief dicht hinter ihm. Er hörte ihn aufschreien und nach der Hüfte greifen, und unmittelbar darauf brach er zusammen und stürzte mit dem Gesicht lang in den Schnee. Kaczmarek und noch zwei Kameraden packten ihn unter den Armen und unter den Knien und schlepten den schweren Mann mit, so rasch es ging. Sie blieben beträchtlich hinter den anderen zurück und gerieten überdies in die Gefahr, von den Kugeln der Kameraden getroffen zu werden. Die hundert Meter, die sie noch etwa zu durchmessen hatten, bevor sie das erste schützende Haus von Schlagedotten erreichten, deuchten die vier Männer endlos. Die Verwundung des Hauptmanns schien schwer zu sein; durch seine Kleider hindurch sickerte das warme Blut den Männern, die ihn auf ihren, unter seinem Gesäß verschlungenen Händen trugen, über Ärmel und Handgelenk; aber er war noch bei Bewußtsein. „Danke euch, brave Jungs, danke euch“, stöhnte er matt; „laßt mich nur nicht denen in die Hände fallen. Herr Leutnant soll sein Bestes tun, das Dorf zu halten, bis Verstärkung kommt. Au verdammte! — wenn bloß der verfluchte Nebel . . . daß man wüßte, wieviele man vor sich hat — Oh, mein Gott! Ich kann nicht mehr.“

Als die Leute schweißstriefend, schwer keuchend ihren Hauptmann in einer Scheune weiter hinten im Dorf niederlegten, hatte er schon die Besinnung verloren. Glücklicherweise waren sie unterwegs auf den Sanitätsunteroffizier gestoßen, der ihm die böse Wunde alsbald kunstgerecht verband.

Sobald Kaczmarek einigermaßen wieder zu Atem gekommen war, trat er auf die Dorfstraße hinaus und versuchte, sich über die Kampflage klar zu werden. Natürlich hatte er keine Ahnung, wo seine Truppe hingekommen sein mochte. In diesem rückwärtigen Teil des Dorfes sah er keinen der Kameraden und keinen Feind. Es wollte ihn bedünken, als ob auch das Gewehrfeuer aus den Häusern am Rande des Dorfes bedenklich abgeklaut wäre. Er faßte sich entsetzt an den Kopf: Herr Gott, sollten am Ende die Kompagnien nicht mehr zusammengehalten gewesen und, während sie um den Hauptmann beschäftigt waren, über Schlagedotten zurückgelaufen sein? Er besprach sich mit seinen Kameraden, und sie kamen dahin überein, daß sie in jedes Haus hineinschauen wollten, bis sie zu den vordersten durchkämen oder aber auf den Feind stießen. Wo sie Kameraden trafen, da wollten sie bleiben; oder aber, wenn die schlimme Vermutung sich bestätigte, daß die ganze Kompagnie bereits über Schlagedotten hinausgeflutet sei, ein Wägelchen mit Stroh aufzutreiben suchen und ihren Hauptmann nachfahren.

Sobald die Kameraden außer Sicht waren, sprang Kaczmarek in weiten Sätzen der Seespitze zu. Das Mädchen mit den Schwänen war ihm plötzlich wieder in den Sinn gekommen. Ganz gleich, was daraus wurde, er mußte sich die Zeit nehmen, sich nach ihr umzuschauen. Er konnte das arme Geschöpf unmöglich hilflos seinem Schicksal überlassen.

Die Stasinka stand schon vor der Türe, als er die Fischerhütte erreichte. Sie steckte den Kopf zu dem Spalt heraus und lauschte mit weit aufgerissenen Augen auf das Schießen am anderen Ende des Dorfes. Kaczmarek ergriß sie beim Handgelenk und zerrte sie mit einem festen Ruck über die Schwelle. Heiser vor Aufregung herrschte er sie an: „Mädel, verrücktes, da bist du ja noch! Wirst du wohl machen, daß du fortkommst! Der Russe ist uns auf den Fersen. Lauf, Mädel! Lauf immer den See entlang, bis du zu unseren Leuten kommst, da werden sie dir schon weiterhelfen. Was ist denn? Was guckst du denn?“

Sie hielt die Augen starr auf seine Hand gerichtet, mit der er immer noch ihren Arm fest umkrallt hielt. „Oh, ooh!“ sagte sie in kindisch weinerlichem Ton: „Was hast du da? Bist du geschossen?“

„Nein, ich nicht. Das ist unserm Hauptmann sein Blut. Was geht es dich an! Hör' doch, was ich sage: laufen sollst du, sonst packen dich die Russen. Die werden nicht lange fackeln; machen dich kaputt und fressen dich auf. Herrgott, verstehst du mich denn nicht?“

Sie nickte und strich sich die Haare aus der Stirn.

„Na, dann lauf doch!“ knirschte Kaczmarek ingrimmig und gab ihr einen Stoß gegen die Schulter, daß sie ein paar Schritte vorwärts stolperte: „Ich kann nicht bei dir bleiben. Ich muß zu meinen Leuten: Russen totschießen.“

Da wandte sie den Kopf nach ihm zurück über die Schulter und sagte, dumpf ergebend: „Geh' nur. Ich bleibe da, wo meine Schwäne sind.“

Kaczmarek wußte nicht mehr aus und ein vor Verzweiflung. Er hielt dem Mädchen seine geballten Fäuste vors Gesicht und rief: „O schwarze Muttergottes von Czenstochau! Den Bestien gehört der Hals umgedreht! Versteh doch: es ist dein Tod, Mädel, wenn du jetzt nicht laufst. Was haben die Schwäne davon, wenn der Russe dich aufspießt! Nimm doch Vernunft an!“

Statt aller Antwort drückte Stasinka ihre Hände vor die Augen und begann still zu weinen.

Da versuchte es der arme Wasserpolek auf andere Art. Er nahm die Weinende in die Arme, drückte sie fest an sich und streichelte ihr mit ungefüger Zärtlichkeit über den blonden Scheitel: „Sollst's gut haben, Stasinka, wenn du vernünftig bist und mir folgst. Ich habe dich doch gern. Ich will dir alles zuliebe tun. Laß die Schwäne raus und lauf! Gestern sind sie dir ja auch nachgeflogen. — Horch, jetzt schießen sie wieder stärker. Ich muß fort. Mach', Mädel, mach'! Wir treffen uns schon wieder.“

Er küßte sie gewaltsam auf den zuckenden Mund; dann lief er davon, ohne sich nach ihr umzusehen.

Unterwegs stieß er auf zwei Männer, die mit Meldung zurückgeschickt waren. Die gaben ihm Bescheid, wo der Leutnant zu finden sei, und klärten ihn in aller Eile über das auffällige Abflauen des Feuers auf. Die Russen waren freilich nachgestürzt, aber dicht vor dem Dorfrand von so heftigem Schnellfeuer empfangen worden, daß sie abernals stutzten und in den Nebel zurückwichen. Sie fürchteten offenbar, daß das Dorf stärker besetzt sein könnte, als sie selber waren, und wollten lieber erst vorsichtig ihre Fühler ausstrecken, ehe sie einen Vorstoß durch die Dorfstraße wagten.

Kaczmarek verfügte sich nunmehr eilends zum Leutnant und meldete ihm die schwere Verwundung des Hauptmanns. Der Leutnant befahl, daß zunächst einmal der Hauptmann und die übrigen Verwundeten, deren glücklicherweise nur sehr wenige waren, in Sicherheit gebracht werden sollten. Da die flüchtige Bevölkerung alle Wagen mitgenommen hatte, mußte dies mit Tragbahnen bewerkstelligt werden. Der Russe hatte es offenbar mit seinen neuen Angriffversuchen nicht so eilig; so wurde denn die willkommene Gefechtspause dazu benutzt, um in dem Waschkessel eines der größten Bauernhöfe Kaffee für die ganze Kompagnie zu kochen. Mit einem warmen Frühstück im Leibe ließ es sich den kommenden Dingen schon zuversichtlicher entgegenharren.

Heiße Arbeit stand der Kompagnie sicher bevor, auch wenn die erbetene Verstärkung geschickt wurde. Das Schlimmste bei der ganzen Lage war eben der Umstand, daß es an Mitteln zur raschen Verständigung mit dem Regimentsstab fehlte, der mindestens anderthalb Marschstunden hinter Schlagedotten lag. Radfahrer waren freilich in der Kompagnie reichlich vorhanden; aber die kamen auf den ausgefahrenen, vereisten und verschneiten Feldwegen in dem hügeligen Gelände auch nicht rascher vorwärts als Fußgänger. Es war also nicht darauf zu rechnen, daß vor frühestens zwei Stunden Verstärkung eintraf. Inzwischen benutzte der numehrige Kompagnieführer den Nebel, um die Vorkehrungen zur Verteidigung in sämtlichen besetzten Häusern zu prüfen und die Zug- und Gruppenführer zu unterrichten, wie sie sich in den verschiedenen möglichen Kampfplagen verhalten sollten.

Stunde um Stunde verrann, ohne daß der Feind sich irgendwie bemerklich machte. Erst als die Sonne hoch genug am Himmel stand, um den Nebel aufsaugen zu können, erlangten die Auslugposten der Landwehrkompagnie die Gewißheit, daß das ganze Vorgelände von feindlichen Truppen wimmelte. Sämtliche Kämme der zahlreichen Bodenwellen schienen mit Schützenlinien besetzt, die braunen Mäntel der Russen hoben sich deutlich genug von dem weißen Schnee ab. Es war ja möglich, daß das nur weit auseinandergezogene Gruppen von Schützen waren, es konnte aber auch sein, daß in den der Sicht entzogenen Einsenkungen, in den kleineren Waldstücken und einzelnen Gehöften mehrere Kompagnien verborgen waren. Die nächste Schützenkette lag so nahe, daß man die Gesichter deutlich erkennen konnte. Es war schwer, der Versuchung zu widerstehen, ein wohlgezieltes Feuer auf sie zu eröffnen. Doch der Leutnant hatte streng verboten zu schießen, bevor die erbetene Verstärkung nahe genug herangekommen wäre. Seine Hauptsorge war jetzt, daß seine Leute sich etwa unvorsichtig an den Fenstern sehen lassen und dadurch den Feind zur Eröffnung des Feuers bewegen könnten. Er mußte sich jetzt sagen, daß er am klügsten getan hätte, sich mit der ganzen Kompagnie im Schutze des Nebels zurückzuziehen; aber es widerstrebte seinem Ehrgeiz, seine Kompagnieführerschaft mit einer solchen Betätigung ängstlicher Vorsicht einzuleiten. Sieh jetzt, bei hellem Tageslicht, zum Rückzug zu entschließen, war unmöglich. Er mußte den Angriff der Russen abwarten und Haus für Haus verteidigen, bis die Verstärkung kam. Auf diese Weise konnte er wenigstens dem Feinde erhebliche Verluste zufügen, wenn auch schwerlich verhindern, daß er mit überlegenen Kräften das Dorf durchstieß und ihnen den Rückzug verlegte.

(Schluß folgt.)

Stiller Sonntag. Von Georg Ruseler.

Stiller Sonntag um mich her,
Nur von fern ein leises Läuten.
Soll es wieder Sieg bedeuten,
Daß viel ferner, wuchtig schwer,
Wir mit Donnerzungen sprachen
Und der Feinde Ring zerbrachen?

Wie so klar die Luft! Und weit
Geht mein Blick durch all die Lande,
Weiter bis zum Meeresrande
Geht er; jenseits unsrer Zeit,
Unsrer wilden Tage Grenzen
Sieht er stolze Tempel glänzen.

Stiller Sonntag weit und breit.
Nur der Glocken leises Klingen
Hör' ich in mir weiterschwingen.
Schläft der Krieg nach all dem Streit?
Weckt ihn nicht! Es will auf Erden
Endlich wieder Friede werden.

Zur Valutafrage. / Von Professor Dr. Franz Eulenburg, Leipzig.

Seit langen bereitet der Stand unserer Valuta im Auslande uns nicht geringe Sorgen und Schwierigkeiten. Man versteht darunter den Kurs, zu dem unsere Reichsmark im Auslande angenommen wird, bezw. die Summe, die man für auswärtigen Wechsel in unserer Währung bezahlen muß. Diese Auslandswchsel heißen Devisen.

In normalen Zeiten fest sich der Kurs für Wechsel und damit der Stand der Valuta aus einer Reihe von Forderungen und Verbindlichkeiten von Land zu Land zusammen. Diese heben sich meist gegenseitig auf, so daß der Kurs stets nur wenig um ein gewisses Gleichgewicht, die Parität oder das Wechselpari, schwankt. Diese selbst steht ein für allemal fest. Wenn es vorkommen sollte, daß das Gleichgewicht durch ein Übermaß von Forderungen oder Verbindlichkeiten seitens eines Landes gestört wird, so ist es immer möglich, in Kürze doch wieder einen Ausgleich herbeizuführen. Dies geschieht durch Veräußerung von Gold aus dem jeweiligen Schuldner- in das Gläubigerland. Dadurch wird dann die „Bilanz“ wieder hergestellt. Man kann darum auch umgekehrt aus dem Steigen oder Fallen der Wechselkurse Schlüsse auf die Zahlungsvhältnisse zweier Länder ziehen. Dieses ganze Verhältnis ist nun durch den Krieg wesentlich gestört worden. Und zwar vor allem dadurch, daß wir erheblich mehr Waren vom Auslande erhalten, als wir dorthin ausführen.

Denn nicht nur ist die Ausfuhr von Industrie- und landwirtschaftlichen Produkten über See abgeschnitten, sondern wir brauchen die Rohstoffe für die eigene Verarbeitung dringend selbst. Außerdem werden die Arbeitskräfte für die vielen Anforderungen des Krieges verwendet und können nicht zugleich noch für die Ausfuhr arbeiten. Anders steht es mit der Einfuhr. Wir müssen bedenken, daß im Frieden der dritte Teil der Lebensmittel- und Rohstoffeinfuhr und etwa der letzte Teil der fremden Rohstoffe aus den befreundeten oder neutralen Nachbarländern stammt. Schon dadurch ist also unsere Zahlungsbilanz stark passiv geworden, daß wir weit mehr Waren ein- als ausführen.

Es kommen freilich eine Reihe sehr wichtiger Umstände hinzu, um diese Verhältnisse zu verschärfen. Das ist einmal die Sperre unseres Guthabens im Auslande. Dadurch vermögen wir nicht unsere Auslandsschulden hereinzubekommen, ebenso wenig auch die Erträge aus den zahlreichen deutschen Unternehmungen im Auslande. Ebenso fällt während des Krieges der große Frachtverdienst Deutschlands aus dem überseeischen Verkehr fast ganz fort. Aus allen diesen Quellen fließen uns in normalen Zeiten beträchtliche Einnahmen zu, die uns als Forderungen auf das Ausland zur Verfügung stehen. Verstärkt wird dieses Moment noch durch das Vorgehen Englands, das die bei ihm domizilierten deutschen Wechsel auf den Markt wirft und einen guten Teil der für deutsche Rechnung in England liegenden Wertpapiere veräußert. Das deutsche Guthaben wird dann aber seitens Englands nicht ausbezahlt, sondern in Sequester gestellt. Wir haben zwar dadurch für die Zeit des Friedensschlusses eine wertvolle Reserve, die England ganz fehlen wird. Aber gegenwärtig gestalten sich durch dieses Vorgehen unsere Zahlungsverhältnisse weiter ungünstig.

Sodann sind außer der notwendigen Einfuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln jedenfalls in nicht geringem Maße auch fremde Luxuswaren eingeführt worden: russische Pelze und russischer Kaviar, französische Seidenzeuge und holländische Diamanten sind uns über das neutrale Ausland gekommen. Für manche Kreise bedeutet ja der Krieg eine Hochkonjunktur. Die Ententemächte haben die Einfuhr solcher Waren eher gefördert, weil sie selbst dadurch Vorteil hatten und uns durch Verschlechterung der Valuta schädigten. Endlich hat auch eine Reihe von Fremden sich für die Zeit nach dem Friedensschluß mit Vorräten versehen zu müssen geglaubt, daß sie dann sofort einbezahlt find. Das ist vor allem in den Vereinigten Staaten geschehen. Sie haben dafür die entsprechenden Summen bereits jetzt bei den dortigen Banken hinterlegen müssen.

Das ist zwar triegspolitisch nicht zu tadeln: es vermehrt aber dadurch offensichtlich die Menge unserer Verbindlichkeiten an das Ausland. Eine Veräußerung von Gold, die wir wohl im Frieden vornehmen könnten, um den Passivsaldo auszugleichen, ist natürlich jetzt nicht angängig. Wir brauchen das Gold für die Reichsbank, um die vermehrte Notenausgabe zu decken und die Währung im Lande selbst aufrechtzuerhalten. So muß also die Zahl der Verbindlichkeiten an das Ausland stark zunehmen, denen keine sofort realisierbaren Forderungen gegenüberstehen.

Diese Umstände zusammen haben natürlich auf den Stand der auswärtigen Zahlungsbilanz und damit auf die Valuta sowie den Wechselkurs höchst ungünstig eingewirkt. Das hat aber auch sehr unliebsame Folgen für die Preise der notwendigen Bedarfsartikel, vor allem der Lebensmittel. Denn wir müssen eben für jedes Pfund Butter, das wir in Dänemark kaufen, nach deutschem Gelde auch bei sonst gleichem Preise etwa ein Drittel mehr ausgeben als gewöhnlich, weil die Mark dort um soviel entwertet ist. Das wirkt dann aber ohne weiteres auf die deutschen Lebensmittelpreise selbst ein. Gerade weil wir vom Auslande nicht gänzlich abgeschnitten sind, ist ein nicht geringerer Teil der Teuerung auf die ungünstigen Valutaverhältnisse im Auslande zurückzuführen. Dadurch wird die ganze Frage eine allgemeine, die für die Bevölkerung von größter Wichtigkeit ist. England leidet zwar zum Teil an denselben Mängeln, daß es vom

Auslande weit mehr kaufen muß und dadurch seine Valuta sich verschlechtert. Es hat aber mehr Mittel an der Hand, vor allem die Auslandsanleihen und das Abstoßen von Wertpapieren, um dem entgegenzutreten.

Nun hat aber jedenfalls auch die Spekulation und die Arbitrage sich des Umstandes bemächtigt. Beide können durch Zurückhalten von Auslandswchseln und andere Maßnahmen den ungünstigen Stand noch über das nötige Maß verschlechtern. Das wird zwar nicht allzu erheblich sein, kommt aber immerhin mit in Betracht. Man hatte lange genug diesem Zustande ziemlich gleichgültig gegenübergestanden. Gerade im Gefühl der Gesundheit unserer Finanzen und unseres Geldwesens, das ja von dem Wechselkurs direkt nicht getroffen wird. Aber in letzter Zeit war vor allem durch das Vorgehen Englands, das deutsche Wechsel in Massen auf den Markt brachte, der Marktfurs besonders stark gestiegen. Infolgedessen gingen die ausländischen Nahrungsmittel im Preise bedeutlich in die Höhe. Es war zu fürchten, daß das noch weiter um sich greifen und der Kurs noch weiter sinken würde — mit all den üblen Wirkungen, die wir bereits hervorgehoben haben. Vor allem mußte auch unser Kredit im neutralen Ausland dadurch sehr leiden. In den Vereinigten Staaten fand die Mark 30 vom Hundert unter dem Werte. Hier mußte Einhalt geschehen. So entschloß man sich denn, wenn auch wiederum erst sehr spät, zum Eingreifen.

Durch Gesetz vom 20. Januar, das mit dem 28. Januar in Kraft getreten ist, wurde der ganze Devisenhandel einer Reihe von Privatbanken in Berlin, Frankfurt und Hamburg vorbehalten (in Berlin 13 Firmen, Frankfurt a. M. 9, Hamburg 4 — die beiden letzten Orte sind ebenfalls hervorragende Plätze für den Handel mit ausländischen Devisen). Sie haben unter Aufsicht und Mitwirkung der Reichsbank das ganze Devisengeschäft zu leiten. Nur sie dürfen den Ein- und Verkauf von ausländischen Geldsorten und Noten sowie von Schecks und kurzfristigen Wechseln auf das Ausland übernehmen. Die übrigen Banken sind nicht eingeschaltet, sondern können als Kommissonär gegen eine geringe Provision das Geschäft für das private Publikum vermitteln. Aber selbstständig vorgehen dürfen sie nicht. Auch die Ein- und Ausfuhrhändler dürfen die Erledigung aller Auslandszahlungen nur durch Vermittelung jener 28 Banken vornehmen, d. h. sie erhalten nur von jenen die nötigen Zahlungsmittel für das Ausland. — Andererseits aber müssen auch die Käufer von Devisen, also die Einfuhrhändler, über Art und Zweck der Einfuhr, zu deren Begleitung sie die ausländischen Zahlungsmittel benötigen, Auskunft geben. Dadurch soll die Einfuhr eines beträchtlichen Luxusartikels verhindert werden, indem die Käufer für dergleichen Bezahlungen eben keine Devisen erhalten. Durch diesen allerdings sehr starken Eingriff in den privaten Handel wird nicht nur die überflüssige Einfuhr unmöglich gemacht, sondern auch eine Übersicht über den ganzen Devisenhandel gegeben. Der Spekulation und der Arbitrage ist der Spielraum wesentlich eingeschränkt. Der erste Erfolg der Maßnahme war denn auch bereits ein nicht unbeträchtliches sofortiges Heruntergehen der Devisenkurse von ihrer übertriebenen Höhe.

An sich wird es natürlich nicht möglich sein, dadurch den Kurs etwa wieder auf die normale Höhe zu bringen. Dazu sind eben die objektiven Verhältnisse, wie wir gesehen haben, doch zu andersartige geworden. Sie lassen sich nur unerbittlich beeinflussen. Aber einmal kann die übermäßige Steigerung vermieden werden, indem werden die Schwankungen im Wechselkurs gemildert und dieser selbst stabilisiert. Endlich wird auch die Einfuhr von Luxuswaren und überflüssigen Ausgaben unterbunden und dadurch deutsche Werte im Lande zurückgehalten. Das alles muß natürlich auf den Wechselkurs und damit die Valuta im Auslande einwirken.

Hand in Hand damit gehen muß aber seitens des Privatpublikums auch die Abstoßung ausländischer Wertpapiere, vor allem von amerikanischen Werten. Dadurch werden uns ausländische Guthaben und Forderungen geschaffen, die unsere Zahlungsbilanz günstig beeinflussen. Der etwaige Kursverlust Notierungen der Devisenkurse öffentlich gemacht werden, so fällt jedes Mißtrauen wegen rechnen. Es ist zu hoffen, daß das Publikum von dieser Gelegenheit Gebrauch macht und hilft die Valuta verbessern und damit indirekt die Preise für Lebensmittel herabdrücken. Es ist darum durchaus notwendig, daß das große Publikum von diesen wichtigen Dingen Kenntnis nimmt und sein Handeln danach einrichtet. — Wir geben zum Schluß eine Übersicht über die ersten offiziellen Devisenkurse vom 28. Januar d. J. Brief bedeutet Angebot, Geld: Nachfrage.

	Geld in Mark	Brief in Mark		Geld in Mark	Brief in Mark
Neumark (Dollar)	5,44	5,46	Schweiz (100 Franc)	104,50	104,75
Holland (100 Gulden)	236,—	236,50	Österreich-Ungarn (100 Kronen)	67,15	67,25
Dänemark (100 Kronen)	148,62	148,87	Rumänien (100 Lei)	84,25	84,75
Schweden (100 „)	149,75	150,50	Bulgarien (100 Levas)	77,25	78,25
Norwegen (100 „)	148,75	149,—			



Unsere Fürsten im Felde XI: Leopold IV. Fürst zur Lippe.

Nach einer Aufnahme des Hofphotographen Franz Langhammer in Cassel.

Polen einst und jetzt. / Von Prof. Dr. Alexander Brückner, Berlin.

Unter den vielen internationalen Fragen, die der Weltkrieg auf die Tagesordnung setzte oder in neues Licht rückte, bleibt die polnische eine der wichtigsten. Noch ist nach keiner Richtung hin eine Entscheidung getroffen, noch ist eine Umrisslinie von Forderungen hier tätig — so verschieden sind die Gefinnungen und Erwartungen, Zuversicht und Mißtrauen, die diese Frage weckt, aber von einer Klärung der Anschauungen scheinen wir weiter entfernt als je zuvor; vielleicht trägt folgende Darstellung dieses Komplexes von Fragen etwas zu einer Klärung bei.

Wie war Polen groß geworden? Durch freiwillige Vereinigung zweier Reiche, der „Krone“ Polen und des „Großfürstentums“ Litauen; jene hatte ihr nach Westen gemindertes ethnographisches Gebiet um herrenloses kleinrussisches erweitert; dieses hatte von seiner äußerst schmalen ethnographischen Basis aus ausgebreitete weiß- und kleinrussische Fürstentümer über den Haulen gerannt und war so bis in das Herz des heutigen zentralen Rußlands vorgebrungen. Diese Vereinigung lag im beiderseitigen Interesse, zumal Litauens, das schon zu Ende des fünfzehnten

Grenzen erreicht worden, durch die Grenzen von Glaube, Kultur, Gesittung. Hinter dem polnischen Damm konnte sich europäische Kultur ungehindert ausbreiten; vor ihm brandete das gewaltige orientalische, russische Meer; das katholische Polen schloß hermetisch beide einander für immer fremde Welten ab. Darum wurde es das erste Opfer des russischen Eroberungsdranges, der lawinenartig anschwellte; nach Polen kommt der Balkan, dann Österreich, zuletzt Deutschland an die Reihe. Das wußten die Polen seit jeher, und schon 1845 sprach dies die polnische demokratische Gesellschaft in ihrem Aufruf an die Deutschen klar aus: erst wir, dann ihr; über Polens rauchende Trümmer werden sich die Kosakenheere gegen euch heranwälzen. Aus dieser Stellung Polens erklärt sich ungezwungen der intensive Haß oder zum mindesten die absolute Entfremdung, die für immer beide Elawenstämme trennt; niemals konnten sie sich auch nur einen Augenblick lang, auch in ihren erwähltesten Geistes nicht, wirklich anfreunden oder verstehen; unaussilgbares, nur zu berechtigtes Mißtrauen hält beide voneinander zurück.

licher Lösung. Nicht nur wurde die polnische Sprache aus Amt und Schule verdrängt; Millionen mit der römischen Kirche Unterwerfen wurden gewaltsam zur Orthodoxie zurückgeführt; den Litauern wurden sogar statt der lateinischen Lettern, an die sie seit Jahrhunderten gewöhnt waren, die russischen aufgezwingen und ihnen ihre ganze Literatur unmöglich gemacht; nicht nur jeder polnische, sondern sogar jeder römische Charakter des Landes sollte ausgelöscht werden. Und nun kam die Reihe an das Königreich, dessen durch den Wiener Kongreß international anerkannter Titel sogar ausgemerzt wurde: nach dem furchtbaren Strafgerichte, das die Insurrektion von 1863 nach sich gezogen, das Schuldige und noch mehr Unschuldige getroffen hatte, ging die Regierung, die sich dabei sogar auf viele Tausende nach Polen abgedrängter jüdischer Russen stützen konnte, zur Russifizierung auch von Kongreßpolen selbst über, Schule und Amt mußten dazu dienen, und ein Zwangsurteil, eine imposante orthodoxe Kirche errichtete man absichtlich mitten im Herzen von Warschau, schlug vom Königreich das Gouvernement Cholm



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Kaiser Wilhelm II. mit Umgebung.

Nach einer photographischen Aufnahme von M. Stedel, Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft, A.-G., in Berlin.

Jahrhunderts dem Drucke des moskauer Großfürstentums, bald Zartums, nicht widerstehen konnte, das alle „russischen“ Länder um sich zu sammeln begonnen hatte. Durch diese Vereinigung war die große, von der Ostsee bis fast zum Schwarzen Meere reichende „Republik“ Polen geschaffen.

Woran ist sie zugrunde gegangen? In ihrer geographischen Lage, das heißt natürlich nicht an der physischen, sondern politischen; war doch schließlich die wehr- und waffenlose Republik eingeteilt zwischen die drei mächtigsten absolutistischen Militärfürsten mit ihrer aggressiven Tendenz gegen den schwachen Nachbarn.

So wurde der Name Polen aus der Reihe lebender Staaten gestrichen. Worin hatte nun Polens welthistorische Mission bestanden? Die Polen selbst behaupteten, daß sie das Bollwerk der Christenheit gegen Tataren und Türken geschaffen hätten, aber im Mittelalter hielten ja die Russen den Hauptstoß der Tataren auf, und in den folgenden Jahrhunderten widerstand Österreich dem Türken-Einbruch; die Polen haben nur zweimal die Türkengefahr auf sich abgelenkt und einmal im entscheidenden Augenblick entscheidend eingegriffen. Ihre Mission war eine andere, größere: es verlegte die eine slawische Macht, weil katholisch, der anderen slawischen, weil orthodoxen, den Weg nach Europa. Auf der unendlichen europäischen Ebene sind von Polen die fehlenden physischen durch wirksamere moralische

Wie konnten trotzdem russophile Tendenzen unter Polen seit jeher aufkommen? Rußland hatte schließlich vier Fünftel des historischen (nicht des ethnographischen) Polens und damit den offenen Zugang zu Zentralasien erobert. Von Europa verlassen, der Not gehorchend, mußten diese Polen nach einem Einvernehmen mit ihrem neuen Herrn streben; Alexanders I. wohlwollende Befehle erleichterten dies unendlich; was er tat, und noch mehr, was er versprach, wiegte die Polen in die kühnsten Träume. Der ungehörten Entwicklung ihrer Nationalität sowohl daheim in Kongreßpolen wie draußen in den litauischen Provinzen sicher, glaubten sie mit der Zeit Rußland friedlich zu erobern, die Deutschen in dem brüderlichen, weil slawischen Staate in deren Einfluß zu können; über das Europa, das sie preisgegeben hatte, mit den Russen herrschen zu sollen; der Boden für das Aufkommen und Erstarken russisch-polnischer Sympathien schien für immer gesichert.

Nur zu bald erwies sich dies alles als Täuschung, und Schritt für Schritt verloren die Polen diesen Boden. Von einer Beeinflussung Rußlands (wie einst Rom durch Griechen auf Grund ihrer höheren Kultur) war keine Rede; das isolierte Rußland blieb einfach unangenehm. Dann mußte auch der Gedanke aufgegeben werden, daß es möglich wäre, das Polentum in den litauischen Provinzen aufrechtzuerhalten; die unbedingte Russifizierung dieser weiten Gebiete wurde zu unerbit-

größtenteils ab, um es nur rascher zu russifizieren. — Dies war die harte Wirklichkeit, die Polen hatten in ihren kühnen Träumen nicht nur mit dem Zar, sondern auch mit dem russischen Nationalismus nicht gerechnet. Neben dem Eroberungsdrange des Zarates selbst war nämlich diese immer weitere Kreise umfassende Bewegung zuerst durch die Erfolge der auswärtigen Politik der einstigen deutschen Prinzessin, Katharina II. (noch unter Peter dem Großen gab es keinen russischen Nationalismus), geweckt, durch die Napoleonischen Kriege genährt worden. Ins Ungemessene steigerte er sich, gerade durch den polnischen Widerstand gereizt und durch die im Sande verlaufende diplomatische Aktion von 1863 gestärkt nach 1863, dann 1878; Kennern der russischen Gesellschaft fiel es auf, wie trotz des Mißerfolges auf dem Berliner Kongreß den Russen der Ramm geschwollen war, wie sie seitdem offen mit Konstantinopel als russischem Schlüssel zum Meere und mit dem Balkan als einem Komplex russischer Generalgouvernements rechneten. Dieser Nationalismus zertrat nun alles, was sich ihm entgegenstellte, zuerst daheim, namentlich in den Grenzprovinzen, von Bessarabien bis Finnland; ihn genügt nicht bloße Loyalität der „Fremden“ Welterwartungen; er suchte nichts Selbständiges neben sich, und keine Maßregel der Regierung war ihm energisch genug; er drängte sie immer ungeduldiger auf der Bahn der Russifizierung vorwärts.



Während des Winters hinter der Front im Osten: Bild auf Rowno. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von dem auf dem östlichen Kriegsschauplatz zugelaufenen Kriegsmaler Friedrich Fennel.

Im Vordergrund eine Uferwache im Gespräch mit einem Urauber, rechts davon aus den offen gehaltenen Stellen des ausgeflossenen kleinen Wasser holende Kinder.

Einzelne Russophilen unter den Polen haben dies schon in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorausgesehen; die Gurowits, Rzewuski, später Krzywicki fanden sich damit ab, daß das Polentum verschwinde, daß die Polen als Russen erweckt würden. Man schalt sie jenerzeit Apostaten, mit Unrecht; sie hatten nur den Mut, die legitimen Konsequenzen offen auszusprechen. Aber diesen ihren Totengräbern war die Nation zu folgen durchaus nicht gewillt, denn der Trost, Slawisch zu bleiben, wenn sie russisch wurde, war ihr doch zu mager; der Panlawismus, weil er unverbüllt nur Panlawismus sein kann, hat sie niemals angelockt. Von gewichtiger politischer Seite ist das einzig richtige Wort gefallen: Dem polnischen Volke ist das Wort Slawe fremd. Denn wie kann bloße entfernte Sprachverwandtschaft alle die uralten Gegensätze von Religion, Kultur, Art aufwiegen? Warum sollten dem Phantom eines rohen Fetischismus, dieser ethnographischen oder richtiger gesagt nur sprachlichen Zugehörigkeit reelle, ungleich höhere Werte geopfert werden? Der Pole kann nur eben Panlawist werden, wenn er Pole zu sein aufhört. Das Liebgewinn mit der Rassenverwandtschaft, die drohende Berufung darauf ist bei Polen nie enfter als bloße vorübergehende Gemeindefühlung einzuschätzen gewesen, wenn sie eben auf zugefügtes Unrecht gereizt reagierten; eine unwillkürliche Geistes- oder Auserkennung, fühlbar Laune, die zu nichts verpflichtet, weil sie auf nichts Realem gegründet ist. Statt dem Panlawismus und seinen Lodungen zu folgen, haben die Polen immer zum Kriege gegen Rußland aufgerufen. — Aber die oben erwähnten Gründe mußten durch die unüberwindliche Logik der Tatsachen auch fest fortwirken, mußten langsam von neuem eine Strömung erzeugen, die dauernde Ausöhnung mit dem dauernd herrschenden, allgewaltigen Rußentum immer offener proklamierte, die sich mitunter sogar in den alten Träumereien wieder einwirkte, alle Erfahrungen der Vergangenheit und alle drohenden Vorboten der Zukunft, d. i. der Unduldsamkeit des russischen Imperialismus und Nationalismus mißachtete. Und unerwartet rasch sollte diese neue, naturnotwendig zumal in Warschau aufkommende Russophobie Wasser auf ihre Mühlen bekommen. — Beim Ausbruch des Krieges erschien das bekannte

Manifest des Großfürsten mit seinen Anweisungen auf fremde Taten, die unverfälschte Bauernfängerei, die man je gesehen hat; aber sie schien eine sichere Grundlage für alle Russophilen abgeben zu sollen, freilich mehr im neutralen und feindlichen Ausland als im Inland, wo sie höchstens bei rasch verhallenden Verbrüderungsfesten für lärmende Toaste zu verwenden war. Heute ist das Manifest vergessen; unzweideutig kündigt sich der anti-

und panrussischen Mummenschanz ungetrübtes Urteil bewahrt hat. Wer sich aber darüber aufhalten wollte, daß dieser Anschlag nicht die ganze Nation fortgerissen hat, daß sie sich im Gegenteil größtenteils nur abwartend verhält, würde die schwierige Lage der Polen verkennen, die sie zu dieser Zurückhaltung zwingt. Als unlängst in den Warschauer Privatschulen das Russische abgeschafft werden sollte, verlangten dazu die Direktoren schriftliche Erläuterungen der Eltern, die wieder davor zurückzusehen, denn Direktoren wie Eltern wußten wohl, was ihnen bevorstände, falls die Russen doch noch nach Warschau zurückkehren sollten. Da würde ihrer Rache die bloße Schließung aller solchen Schulen gar nicht genügen. So befinden sich die Polen zwischen Hammer und Ambos, und der Selbsthaltungstrieb läßt sie vorläufig aus dieser Reserve nicht recht heraustreten. Aber diese Reserve täuscht die Russen keinen Augenblick über die wahren Gesinnungen der Polen; schon daß alle Versuche, trotz der lockendsten Versprechungen des Großfürsten, eine russisch-polnische Legion aus halbwegs anständigen Leuten, und wären es nur wenige Hunderte gewesen, zu bilden, schmächtig gescheitert sind, während Tausende russischer Polen freiwillig gegen Rußland kämpften, das werden die Russen den Polen nie vergessen können. Die politische Konzeption, die noch vor anderthalb Jahren ausgeschloffen schien, obwohl sie eine lange Vorgeschichte haben könnte, daß nämlich Polen im Anschluß an Österreich und Preußen einer neuen Zukunft entgegengehen wird, ist schon lange gelehrt, heute zu nahe, greifbarer Wirklichkeit gediehen; diesen Sachverhalt können keine slawo- oder ruspophilen Velleitäten mehr verhüllen; nur er entspricht unseren Erwartungen und unseren Wünschen, der Wucht der neuen Tatsachen wie dem Lauf der alten Geschichte, die die unüberbrückbare Kluft zwischen polnischem und russischem Wesen, zwischen zwei Nationen und Kulturen, zwischen West und Ost geschaffen hat.

Und das haben bereits die Russen selbst anerkannt und daraus die Konsequenzen gezogen. Aus ihren Zeitungen ist die Rubrik Polen, die noch unlängst breiten Raum einnahm, heute ganz verschwunden, und ein angelegener russischer Publizist schrieb ungefähr folgendes: die Vorlesung hätte den Polen Platz zwischen zwei Welten



Nowosjolki. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von dem im Osten zugelassenen Kriegsmaler Hugo L. Braune.

polnische Kurs der russischen Gewalttäter, eines Gorenkin und Chwozow, an, und die russophilen Führer selbst, betrogen um alle ihre militärischen wie politischen Berechnungen, stimmen im Auslande, auf Schweizer Boden, ihre Erwägungen auf einen neuen Ton; sie wollen von dem früheren ensten Zusammengehen, von der Verquickung mit Rußland nichts mehr wissen, verlangen absolute Selbständigkeit Polens, und nur noch eine Romanowske Thronkandidatur erinnert bescheiden und verächtlich an die frühere Haltung dieser Russenfreunde.

Daß Polens Zukunft nur im Rahmen des innigsten Anschlusses an die Zentralmächte verbürgt ist, das weiß und fühlt jeder Pole, der sich ein vom panlawistischen



Maschinengewehrparc in einem russischen Dorf. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von dem Kriegsteilnehmer Albert Bild. Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Vom Balkankriegsschauplatz: Serbische Gefangene bei Nowo Sarajevo. Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von dem Kriegsteilnehmer Albert Reich.

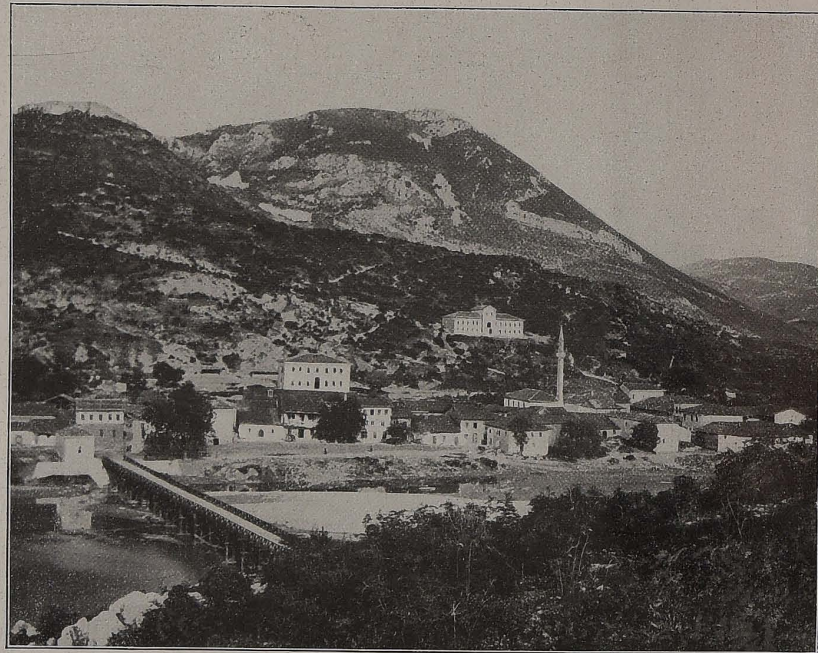


Blick auf die befestigte Stadt Erzerum in Türkisch-Arménien,

die infolge des mit weit überlegenen Kräften durchgeführten Angriffs der vom Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch befehligten russischen Kaukasus-Armee von den Türken aufgegeben werden mußte.



Ein Pavillon auf der Zitadellenhöhe von Velestina in Mazedonien, von dem die bulgarische Flagge weht.



Ansicht der von den österreichisch-ungarischen Truppen am 29. Januar 1916 besetzten nordalbanischen Stadt Shkëmbi.

angewiesen; zwei Seelen wohnten denn auch in ihrer Brust; ihr slawisches Blut ziehe sie zu dem slawischen Osten mit seiner vergeisteten Innerlichkeit und seiner Mystik, ihre Kultur dagegen zu dem materialistischen und nationalistischen Westen. Schon hatten wir geglaubt, daß jeder Verrat an der slawischen Sache ausgeschlossen wäre, daß Polen, dessen vor der Barbarei der Feinde flüchtende Hunderttausend wir göttlich aufgenommen und geliebt haben, sich einmütig auf unsere Seite stellen werde. Und wieder ist es anders gekommen; der alte polnische Dualismus, die eigentliche Tragödie Polens, hat die verlangte und erwartete Einheit des Volkes gesprengt; offen sei jetzt die Absage der Polen und ihr Verrat am Slawentum geworden; sie geben sogar ihre Brüder in Polen und Schlesien auf und legen ihr Schicksal vertrauensvoll in die Hände der Zentralmächte.

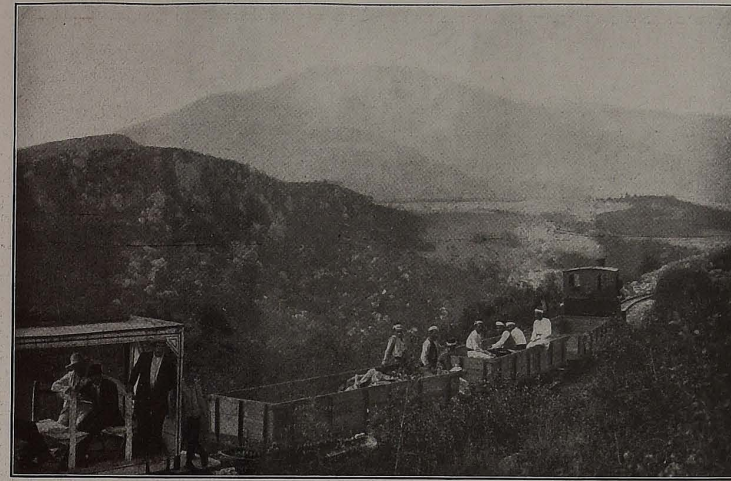
Bis auf die freie Erfindung von den frei-



Gesamtansicht der von den österreichisch-ungarischen Truppen eingeschlossenen wichtigen mittelalbanischen Hafenstadt Durrës. (Im Hintergrund die berühmten Sämpfe.)

Aus Mazedonien und Albanien.

sich einmütig den Zentralmächten an; dem Hungertode ausgesetzt, verwünschten ihn die in Albanien unweitlichen Bergen treuenden Trümmer der Serben, die den Österreichern sich ergebenden ausgehungerten Montenegriner. Eine weitere Täuschung ist nicht mehr möglich; die Russen, die heute schon nicht mehr den Zentralmächten, sondern dem Westen überhaupt Krieg anlagen, die sogar mit der ganzen Petersburger Periode ihrer eigenen Geschichte für immer abzuschließen gedenken, legen ihr Spiel, auf und da bleibt für die Polen kein Weg offen — fortan dem russischen Verrat! Sei gegrüßt, Morgenröte der Freiheit, die einst für größter Dichter, auf die allbezwingende Macht der Jugend vertrauend, doch erst nach hundert Jahren sollte sich seine Prophezeiung erfüllen. Polens Geschichte und Vergangenheit, seine geistigen und kulturellen Bande, seine tragischen Erfahrungen mit dem Russentum weisen dem Westen zu; in seinem Zeichen wird es auch liegen.



Auf der Dienstbahn der Bagdad-Bahn auf der Höhe des Amanusgebirges.



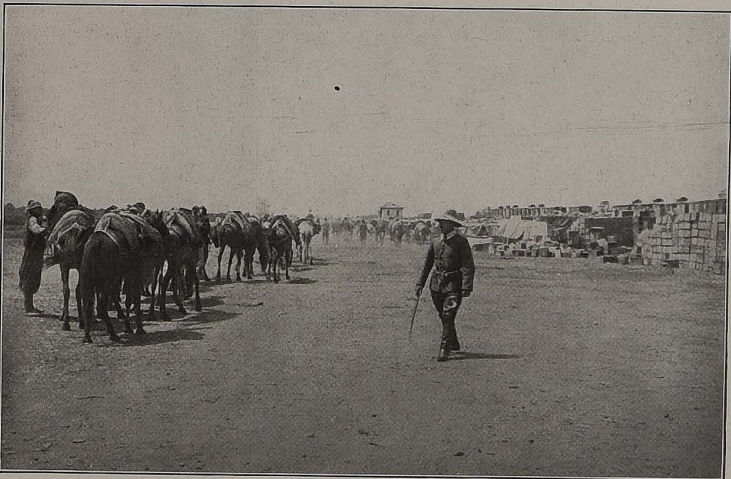
Eine Inspektionsreise mittels Feldbahn im Amanusgebirge.



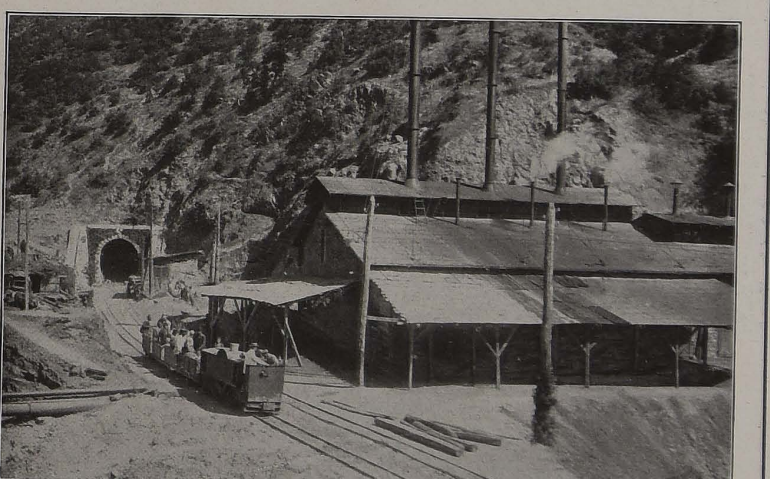
Ein türkischer Militärtransport überschreitet auf einer Etappenstraße das Gebirge.



Eine türkische Militärkarawane an der Kopfstation einer Etappenstraße im südlichen Kleinasien.



Ein türkisches Etappenlager an der Bagdad-Bahn.



Baustation des kürzlich durchschlagenen großen Amanustunnels.



Die große Euphratbrücke bei Djerablis.



Kurdische Arbeiter an der Baustrecke der Bagdad-Bahn zwischen Adana und Aleppo.

Zu den Kämpfen unserer türkischen Bundesgenossen gegen die Engländer in Mesopotamien: Die Bagdad-Bahn während des Weltkriegs.



El Lebrecht 1915
Kum Kaleh

Untere türkischen Bundesgenossen im Schlacht bei Kum-Kaleh, nach einer Zeichnung des auf den Artesschmuck an den Darstellungen am 25. und 26. April 1915, Erklärung des Friedenshofes von Kum-Kaleh durch die türkischen Truppen. Am Hintergrund die brennende Stadt und die Gefangenen-Kum-Kaleh, nach einer Zeichnung des auf den Artesschmuck an den Darstellungen am 25. und 26. April 1915, Erklärung des Friedenshofes von Kum-Kaleh durch die türkischen Truppen.

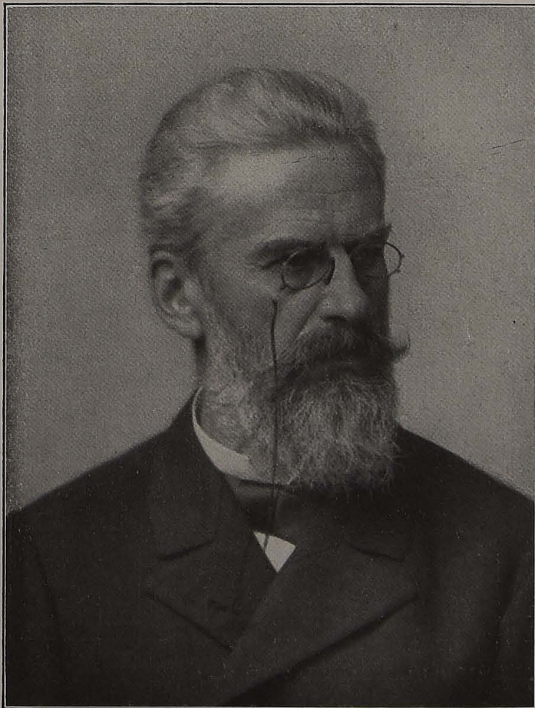


Wirkl. Geh. Rat Dr. Bodo Voigts,
Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, wurde an Kaisers
Geburtstag in das Preussische Herrenhaus berufen.
(Gefphot. H. Noack, Berlin.)

Das Land der beständigen Unbeständigkeit.

Von Arthur Dix, zur Zeit Sofia.

Wenn irgendwo das Wort Geltung hat, daß nichts beständig als der Wechsel, so ist es in der Geschichte des Balkan. Insbesondere der mittlere Balkan, die Länder zwischen dem Schwarzen Meer und der Adria, haben ein Schicksal beständiger Unbeständigkeit erlebt. Von den Völkern, die auf diesem Teil der südost-europäischen Halbinsel selbständige Staaten bildeten, also vornehmlich Bulgarien, Serbien, Albanien und Montenegro (die Türkei gravitiert trotz ihrer europäischen Hauptstadt nach Vorderasien, und Griechenland ist auf dem Südbalkan ein Gebiet für sich), hat Albanien eine bewegte nationale, aber nicht eigentlich eine staatliche Vergangenheit. Über das Gemisch der Stämme in Albanien ist zur Zeit der künstlichen Schaffung dieses vergänglichsten Fürstentums viel geschrieben worden. Als der letzte Balkankrieg (vor dem Weltkrieg) vorüberzog, suchte das Land einen Fürsten; als der Weltkrieg begann, hatte es ihn schon wieder verloren. Nur um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte Standerbeg dem Lande vorübergehend zur vollen Unabhängigkeit verholfen; sonst ermangelte es der staatlichen Selbständigkeit, befand sich allerdings gleichwohl in seinen einzelnen Gebieten in einem Zustand mehr oder minder großer politischer Unbehelligtheit von außen bei fortwährenden Stammes-Reibereien im Innern.



Reichsrat Adolf v. Auer,
langjähriger Präsident des Reichsrats der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in München, † am 14. Februar. (Gefphot. Friedrich Müller, München.)



Gustav Falke,

Bekannter Lyriker, † am 8. Februar im Alter von 69 Jahren
in Groß-Borsfel. (Phot. Arnold Moeßig, Hamburg.)

erst der Berliner Vertrag brachte ihm wieder die volle Anerkennung als selbständiges Fürstentum, das sich dann bald zum Königreich aufschwang und auf neue Gebietserweiterung bedacht war. Der erste Balkankrieg brachte sie ihm im Bündnis mit Bulgarien, der zweite erweiterte sie unmittelbar darauf auf Kosten eben desselben Bulgariens.

Dieses Bulgariens selbst endlich verzeichnet noch stärker schwankende Kurven in der unbeständigen Geschichte seiner politischen Verfassung und Ausdehnung. Vor fast genau tausend Jahren, im Jahre 917, gab es bereits erstmals einen Zaren der Bulgaren, den großen Symeon, dessen Reich an drei Meere grenzte: das Schwarze, das Ägäische und das Adriatische, und dem Byzanz so gut wie Serbien tributpflichtig waren. Nach wenigen Jahrzehnten machten Türken und Russen gemeinsame Sache gegen dieses große Balkanreich, das zuerst verfiel, dann mit seinen einzelnen Teilen nacheinander unter die türkische Herrschaft geriet. Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts sehen wir das durch längere Zeit abermals in den Besitz seiner Selbständigkeit gekommene Bulgarien aufs neue in hoher Blüte, seine Arme wiederum bis an die Adria (Durazzo) ausbreitend. Im Jahre 1393 aber fällt es zurück an die Türkenherrschaft, in der es bis zum Berliner Vertrage verbleibt. Das der Provoce tributäre Fürstentum (Nord-) Bulgariens, das durch jenen Vertrag geschaffen, zog im Jahre 1886 die ihm auf dem Berliner Kongress noch abgesprochene türkische Provinz Ostromelien an sich und setzte sich im gleichen Jahre siegreich gegen Serbien durch, ohne aus diesem Kriege entsprechenden Gebietszuwachs heimzuholen. Das

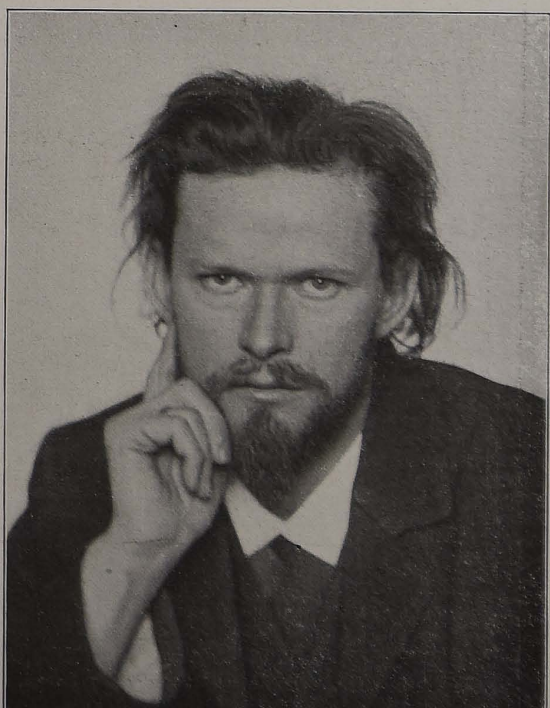


Generalsuperintendent Wilhelm Haendler,

Propst von Berlin, wurde an Kaisers Geburtstag in das
Preussische Herrenhaus berufen.
(Phot. H. Döhle, Berlin.)

neue Fürstentum Bulgariens stieg zum Königreich empor, schritt im ersten Balkankrieg von Sieg zu Sieg, wurde aber durch den zweiten Balkankrieg um einen Teil der Früchte betrogen, mußte sogar dem quasi unbeteiligten Rumänien Land abtreten, erreichte aber immerhin neben beträchtlichem Landgewinn wieder einen Zugang zum Ägäischen Meer.

Indessen sich im übrigen Europa große Nationalstaaten konsolidiert hatten, blieb der Balkan ein Gebiet des bunten, ungesicherten, hadervoll lebenden Völkergemisches und der dauernden staatlichen Umbildungen. Er war der berühmte Wetterwinkel Europas. Mancherlei Eigentümlichkeiten seiner Lage mögen diese Erscheinung erklären. Zunächst einmal ist der Balkan ein viel zerstücktes Bergland, das es den einzelnen Gruppen seiner Bewohner erleichtert, ihre Stammeseigenart und unter Umständen auch ihre politische Selbständigkeit im engen Rahmen zu behaupten. So konnte Montenegro bei all seiner Kleinheit durch Jahrhunderte sein Sonderdasein fristen, konnten die Stämme Albaniens sich in ihrer Berg-einsamkeit abschließen und fremder Herrschaft, auch wenn sie formell bestand, tatsächlich nach Belieben trotzen. Andererseits birgt der Balkan fruchtbare, begehrenswerte Täler und Hochländer, die den Ausbreitungsdrang kühner Eroberer reizen. Die verschiedenen Richtungen der das Bergland durchziehenden Flüsse und Ströme, das Angrenzen des Hauptmassivs der Halbinsel an drei Meere geben dem Ausbreitungsdrang die verschiedensten Richtungen.



Professor Oskar Zwintscher,

berühmter Maler, Lehrer an der Akademie der bildenden Künste in
Dresden, † am 11. Februar. (Phot. Hugo Erfurth, Dresden.)

Aber nicht nur die landschaftlichen Verhältnisse der Halbinsel selbst wollen berücksichtigt sein, sondern ganz besonders auch die Beziehungen zur weiteren Umwelt. Der Balkan gehört zu der großen Völkerbrücke zwischen drei Weltteilen, zu den Verbindungsgliedern zwischen Europa, Asien und Afrika. Durch alle Jahrtausende der Weltgeschichte stand dieses ganze Übergangsgebiet im Brennpunkt großer Ereignisse. Die Reiche der Ägypter und Phönizier, der Perser und Makedonier, der Griechen und Byzantiner wer zählte die Völker, nennt die Namen! Hier nahmen Weltreiche und Weltreligionen ihren Ursprung, hierhin wandten sich Völkerwanderungen und Kreuzzüge. Hier kamen und vergingen hohe Kulturen, hier wuchsen und endeten große und blühende Völker. Zwischen dem Balkan, dem Kaukasus und dem Nil spielt sich ein gewaltiges Stück der gesamten Weltgeschichte ab, und immer wieder rücken diese Lande — zeitweise scheinbar in Ohnmacht und Vergessenheit verfallend — in den Mittelpunkt der größten Ereignisse.

Aktiv und passiv hat der Balkan starken Anteil an diesen großen Wandlungen und Geschehnissen — das Land der beständigen Unbeständigkeit. Auch dieser gewaltigste aller Kriege, dieser wahre Weltkrieg ist nicht erst in seinem späteren Verlauf zu einem Balkankrieg geworden, knüpft auch nicht nur äußerlich an einen Balkankrieg an, sondern hängt durch und durch mit der Geschichte jenes Weltkreuzungspunktes zusammen, so wie wir das Gebiet oben umrissen haben: nicht in der Beschränkung auf den eigentlichen Balkan, sondern in der Ausdehnung auf das ganze Übergangsgebiet zwischen den drei benachbarten Weltteilen.

Wenn sich zwischen Deutschland auf der einen, England und Rußland auf der anderen Seite immer größere, zu kriegerischen Entscheidungen drängende Gegensätze heraus-

linie zwischen Konstantinopel und Bagdad. Rußland wollte westwärts durch die Meerengen ans Mittelmeer, und England wollte — ein je länger, je stärker zutage tretendes Streben — die territoriale Verbindung zwischen seinen reichsten und wichtigsten Kolonien, zwischen Indien und Ägypten, sicherstellen. Eine durch keinen fremden Besitz unterbrochene Straße Kap-Rairo-Mallutta — das war das sichtbare Endziel britischen Weltmachtsstrebens geworden. Der Indische Ozean sollte restlos zur Britischen See gemacht werden.

Deutschland seinerseits beehrte für Mitteleuropa eigenen und freien Zutritt zum Indischen Ozean. Die Bagdadbahn war der große Stein des Anstoßes für England, die Freundschaft Deutschlands zur Türkei und die darin liegende Sicherung der politischen Stellung von Konstantinopel ein gleiches für Rußland. Die beiden großen und alten altaiischen Rivalen trafen sich über alle Erbfeindschaft und allen indischen Argwohn hinweg in dem heißen Bemühen, die ihnen lästig und bedrohlich erscheinenden Folgen der deutsch-türkischen Freundschaft zu beseitigen. Die Frage war, ob man zu diesem Ende die Türkei oder Deutschland oder aber beide zugleich, bzw. nacheinander vernichten mußte.

Zwei Wege schienen gangbar: entweder Rußland und England böhnten sich aus eigener Macht auf Kosten der Türkei ihre Wege, das eine durch die Meerengen, das andere durch Arabien und Mesopotamien — oder aber es wurde zwischen Deutschland und die Türkei auf dem Balkan ein starker Querriegel geschoben. Begann man mit dieser zweiten Lösung, so konnten andere (die Balkanstaaten!) für Rußland und England die Balkanien aus-



Aus der am 6. Januar in den Räumen der ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt in Berlin-Charlottenburg eröffneten Sonderausstellung für Kriegsglieder und Arbeitshilfen für Kriegsverletzte: Gruppe mit Staatssekretär Dr. Delbrück (X) nach der Eröffnung. (Phot. Carl Seebald.)



A. BATSCHARI
CIGARETTEN



Das Erproben der Armerjagdglieder.

dem Feuer holen, so daß diese Mächte dann um so leichtere Mühe haben würden, auch die Lösung Nr. 1 zu vollziehen.

Solche Erwägungen führten zu den englisch-russischen Vereinbarungen, die gelegentlich der Monarchenzusammenkunft vor Reval besiegelt wurden. Damals hatten Eduard VII. und Nikolaus II. das gemeinsame Programm für die russisch-englische Politik auf der „Völkerbrücke“ festgelegt. Man hatte sich endgültig geeinigt über jene Aufteilung Persiens in Interessensphären, die für England die Sicherung des Weges nach und durch Mesopotamien bewerkte, und zugleich über die sogenannte „Regelung der makedonischen Frage“, d. h. über eine Abschnürung der Türkei von Norden her, die der deutsch-türkischen Verbindung einen Riegel vorschieben und die Einteilung von Deutschland mitamt Österreich-Ungarn vollenden sollte!

Das Programm von Reval steht im Einleitungskapitel der Geschichte des Weltkriegs! Es gab zunächst das Signal zur Revolution in der Türkei, dann weiterhin zu den Balkanbündnissen und Balkankriegen. Die Schaffung Großserbiens und die Herbeiführung geläuterter Verhältnisse zwischen Rumänien und Bulgarien hatten der wirksamen Trennung Deutschlands und der Türkei zu dienen. Tatsächlich erwies sich während der ersten Zeit des Weltkrieges, daß diese beiden Faktoren die deutsch-türkische Verbindung recht erheblich beeinträchtigten und ein gemeinsames militärisch-politisches Diktieren nicht

wenig erschwerten. Aber sie vermochten keineswegs, es unmöglich zu machen. Im Gegenteil, je größer die Hemmnisse, um so stärker der Drang, sie zu beseitigen. England und Rußland hatten den Dampfkessel überhitzt — es mußte ein Ventil gelassen werden. Das Land der beständigen Unbeständigkeit konnte sich den Wirkungen des Weltkrieges nicht entwinden. Seine Beteiligung konnte nicht auf Serbien beschränkt bleiben, das den äußeren Anlaß zur Entfaltung des großen Brandes gegeben — auch die Neutralität der anderen Balkanstaaten ließ sich nicht dauernd und reiflos durchführen. Vergebens suchten die Mächte der antideutschen Gruppe einen Balkanstaat nach dem anderen auf ihre Seite zu ziehen — die Entscheidungen der Waffen auf dem Kriegsschauplatz sprachen gegen sie. Wohl war es gelungen, Rumänien so weit abzulenkten, daß es, anstatt mit Beginn des Krieges, alten Plänen gemäß, an der deutschen Seite sich zu halten, die deutsch-türkische Verbindung unterstützen half; aber es zum Ziehen des Schweres in Rußlands Dienste zu veranlassen, dazu wollten die diplomatischen Künste jener Gruppe nicht ausreichen.



Leinwandbilder beim Schreiben.

Aus der Sonderausstellung für Kriegsglieder und Arbeitshilfen für Kriegsverletzte in Berlin-Charlottenburg: Praktische Betätigung der Kriegsverletzten in der Ausstellung.

BENZ

AUTOMOBILE UND FLUGMOTOREN

DEUTSCHE QUALITÄTSARBEIT

BENZ & CO. Rheinische Automobil- u. Motorenfabrik AG. MANNHEIM.



Aus einer Theatervorstellung der Kriegsgefangenen in Königsbrück bei Dresden. Für die „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von Emil Zimmer.

SIROLIN

bei Katarrhen der
Athmungsorgane, langdauerndem
Husten, beginnender Influenza recht-
zeitig genommen, beugt schwerern
Krankheiten vor.

Wer soll Sirolin nehmen?

1. Jedermann der zu Erkältungen neigt, denn es ist besser Krankheiten verhüten als solche heilen.
2. Skrofulöse Kinder bei denen Sirolin von günstigem Erfolg auf das Allgemeinbefinden ist.
3. Asthmatiker, deren Beschwerden durch Sirolin wesentlich gemildert werden.
4. Erwachsene und Kinder die durch hartnäckigen Husten geplagt werden, weil die schmerzhaften Anfälle durch Sirolin rasch vermindert werden.

Nur in Originalpackung in den Apotheken erhältlich zu Mk. 3.20

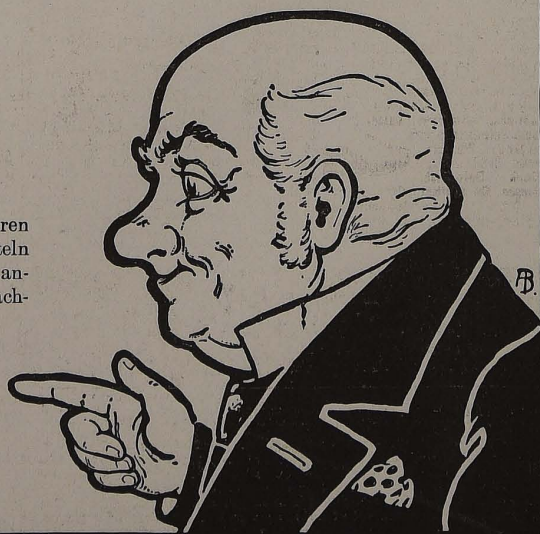
Urteil eines Arztes über

KALODONT

Zahn-Creme und Mundwasser

„Ich beehre mich mitzuteilen, daß ich Ihr „KALODONT“ seit Jahren in allen Familien, deren Hausarzt ich bin, mit dem besten Erfolge eingeführt habe. Es hat vor allen anderen Zahnputzmitteln den großen Vorteil, daß es neben der hervorragenden reinigenden Eigenschaft einen ausgezeichnet angenehmen, kühlenden und wohltuenden Geschmack besitzt und wie ich aus zahlreichen Beispielen nachweisen kann, auch der zarteste Zahnschmelz nicht irritiert wird. Auf Grund dieser vorzüglichen Eigenschaften werde ich auch fernerhin meiner Klientel „KALODONT“ auf das wärmste anempfehlen.“ (Original-Brief liegt zur Einsicht auf.)

F. A. SARG's SOHN & Co.
k. u. k. Hoflieferanten
BERLIN WIEN



Die Mittelrolle zwischen Mitteleuropa und dem Orient, die Rumänien durchzuführen sich verlagte, übernahm zur guten Stunde mit frischem Zugreifen Bulgarien, das noch eine alte Rechnung zu begleichen hatte. Schon in der Zeit der Balkankriege hatte namentlich Österreich-Ungarn sich auf die Seite Bulgariens gestellt. Jetzt reizte der gemeinsame Gegensatz gegen Serbien und gemeinsames Leiden unter der absperrenden Verkehrspolitik, in der Rumänien sich zeitweise gefiel, zu dem Versuch, eine unmittelbar gemeinsame Grenzangrenzbarkeit zwischen Österreich-Ungarn und Bulgarien herzustellen. Das Ei des Kolumbus! Der Entschluß zu solchem Vorgehen bedeutet in der Tat einen Meilenstein in der Geschichte des Weltkrieges, in der Geschichte der Balkanländer, in der Geschichte der Verbindungen zwischen Orient und Okzident. Auf Trümmern beginnt eine neue Konsolidierung des Balkans. Aus der Geschichte der Zersplitterungen und Unterjochungen, der Stammeseigenbröteleien und Staatenzerstückelung tritt er hinaus in ein neues Zeitalter. Neue Grundlagen werden geschaffen für eine größere Vereinheitlichung seiner Kultur und seiner staatlichen Macht. Die türkische Vormacht Vorderasiens mißamt ihrer europäischen Kapitale fürder nicht antastend, sondern stützend, übernimmt Bulgarien die Führung des europäischen Balkans und die gesicherte Vervollendung der Staatenkette zwischen Nordsee und Indischem Ozean. Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, Türkei — das ist ein Band, das zusammengehalten werden und bleiben kann. Störende Zwischenglieder werden beseitigt oder leicht



Verwüstungen im Glashüttener Königlichem Forst (in der Nähe von Bayreuth). Das Verheerungswerk der am 3. Januar im bairischen Regierungsbezirk Oberfranken aufgetretenen Windhose.



Zerstörtes Wohnhaus in Mengersdorf.

umgangen. Das Schwerkriegs des neuen Bundes ist so groß und sicher, daß es ihm weiterhin auch an natürlicher Anziehungskraft nicht fehlen kann.

Ein Volk, das wenig auf äußeren Zivilisationsfortschritt, um so mehr aber auf ernste Arbeit und fleißiges Studium gibt, ein Land unter bewährter staatsföhrer Leitung stellt sich in den Mittelpunkt der neuen Balkangeographie. Schwer nur für seine neue Aufgabe gewonnen, verpflichtet es, ihm um so zuverlässiger nachzugehen. Die wirtschaftlichen Interessen, die der Bulgare sehr sicher einzuführen und hoch zu bewerten weiß, liegen ganz auf Seiten der europäischen Mittelmächte und der vorderasiatischen Türkei mit Konstantinopel. Russische Vorherrschaft an den Meerengen, russische Monopolisierung des Handels auf dem Schwarzen Meere aber bedeutet das wirtschaftliche Ende Bulgariens und das Ende seiner schwer erlangenen politischen Selbstständigkeit. Der ewig schwankenden Geschichte des Balkans ist eine neue Ära der Festigkeit vor geschrieben. Diese Ära steht im Zeichen bulgarischer Verbundenheit auf dem Zentralbalkan, im Zeichen unmittelbarer, freundschaftlicher Beziehungen zwischen Bulgarien und Österreich-Ungarn, im Zeichen des geschlossenen Mächtebundes, der die Lande zwischen dem Baltischen und dem Persischen Meer, dem Armeekanal und dem Suezkanal umfaßt. In diesem Zeichen wird die Welt, wird auch der Balkan, das Land der beständigen Unbeständigkeit, für absehbare Zeit Ruhe zu finden vermögen.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Krieger-Siedlungen auf gemeinnütziger Grundlage. „Es ist eine hohe Aufgabe“, so schreibt der stellvertretende Kaiserl. Kommissar und Militär-Inspektor der Freiwilligen Krankenpflege Herzog zu Trachenberg, Fürst zu Hatzfeldt, „den vielen Tausenden armer Väter, die für uns und unsere Zukunft im fremden Lande gearbeitet, gekämpft und gebietet haben, ein eigenes Heim zu schaffen“. Der sächsische „Heimatdank“ hat von vornherein die Frage der Ansiedlung erwogen und in ihr eine der bedeutungsvollsten Aufgaben der großen Zeit erkannt. Auf jeden Fall aber muß bei ihrer Lösung vermieden werden, Kriegsbeschädigte räumlich zu sehr zusammenzudrängen. Es ist vielmehr darauf zu achten, daß unverletzte Kriegsteilnehmer schaffensfreudige, tüchtige, möglichst hochkulturelle Nachbarn haben. Bei strengster Beachtung geistiger, wirtschaftlicher Grundlagen und bei voller Uneigennützigkeit muß auch der persönlichen Betätigung weiter Spielraum gelassen und allen denen, die dafür in Frage kommen, die Möglichkeit geboten werden, sich unter den denkbar größten Erleichterungen wirtschaftliche Unabhängigkeit zu erwerben und zu erhalten. Dieses Ziel ist das der Sächsischen Krieger-Siedlung e. G. m. b. H. in Leipzig. Dieser gemeinnützigen Siedlungs- und Baugenossenschaft ist es gelungen, sich in nächster Nähe Leipzigs ein großes Gelände zu sichern, das für solche Siedlungen aufgeschloffen werden soll. Geplant ist eine Anzahl von gärtnerischen und kleinlandwirtschaftlichen Wirtschaftseinheiten, wo das zu jedem Haus gehörende Gelände mindestens einen Morgen (2500 qm) groß sein wird. Der Besizer soll für sich und seine Familie der Bodenkultivierung, Gemüse- und Obstbau betreiben und bei der richtigen Wahl dessen, was er anbaue, auch noch einen Mehrertrag erzielen können, den er auf den gemeinsamen

zu beschickenden Großstadtmärkten absetzen kann. So kann er sich beachtenswerte Überschüsse verschaffen, sich auch Schweine, Ziegen, Gänse, Hühner und dergleichen halten. Reichen seine Mittel und seine Arbeitskräfte dazu aus, so mag er auch ein größeres Gelände erwerben. Auf jeden Fall aber sollen höhere eigene Mittel nicht unbedingt notwendig sein, sondern es soll genügen, daß Lust und Liebe, sich ein eigenes Heim, eine eigene Scholle nach und nach aus eigenen Ersparnissen zu erwerben, vorhanden ist, sowie die Fähigkeit und der Entschluß, diese selbstständig oder unter vorgelegener Anleitung sachgemäß und fleißig zu bewirtschaften. Wer sich das Unternehmen zunehmen macht will, wird auf Verlangen von der Geschäftsstelle der Sächsischen Krieger-Siedlung in Leipzig, Börsengebäude, Erdgeschoss 2. Et. B. II. gern weitere Auskunft erhalten.

Eingiehung von Forderungen in Frankreich. Mit Rücksicht auf die zahlreichen ihr vorliegenden Anfragen hat die Handelskammer zu Berlin Feststellungen darüber getroffen, in welchem Umfange und auf welchem Wege Forderungen in dem besetzten Gebiete Frankreichs eingezogen werden können. Demnach sind, soweit Gebiete Frankreichs in deutsche Zivilverwaltung genommen sind, Anträge von Reichsangehörigen zwecks Beitreibung dortiger Forderungen an die zuständige Verwaltung zu richten, und zwar für die der Kaiserlichen Zivilverwaltung in Belgien zugeordneten Gebiete (insbesondere Namur und Givet) an den Verwaltungschef bei dem Generalgouverneur in Belgien in Brüssel, für das Gebiet für Longwy und Briey an den Chef der Deutschen Zivilverwaltung für das Gebiet von Longwy und Briey in Metz. Soweit die französischen Gebiete nicht unter deutscher Zivilverwaltung stehen, sondern zur Etappenverwaltung gehören, ist der Generalquartiermeister des Großen Hauptquartiers bereit, die Landes-einwohner durch die zuständigen Etappen- oder Ortskomman-

dantur zur Bezahlung deutscher Forderungen auffordern zu lassen und nötigenfalls je nach Lage der Verhältnisse die zur zwangsweisen Beitreibung erforderlichen Anordnungen zu treffen. Anträge auf Eingiehung der dafür in Betracht kommenden Forderungen sind an ihn zu richten.

Der Leibnitz-Kets ist wie jedermann weiß, der auch nur einmal dieses köstliche Gebäck genossen hat, der Inbegriff des Unübertrefflichen, der Keckheit, der besten Bekömmlichkeit. Und so gediegen, so rein und unverfälscht wie der Leibnitz-Kets ist alles, was H. Bahlsen's Kets-Fabrik in Hannover verläßt. Vor uns liegen die beiden neuesten Nummern der „Leibnitz-Feldpost“. Wer sie, diese unverfälschte geistige Kost, von Anfang bis zu Ende in sich aufnimmt, wird dieselbe hohe Befriedigung haben, wie beim Genuß von Leibnitz-Kets.

Ein gutes Kopfschmerzmittel. Wir verfügen heute gegen dieses schmerzvolle Leiden über eine Reihe von Mitteln, aber nirgends lauten die Urteile so begeistert, als bei Tocal, wobei in die Möglichkeit fällt, daß diese Versuche zumeist angestellt wurden, als andere Kopfschmerzmittel verlagen. Es ist daher von allgemeinem Interesse, die Aufmerksamkeit auf dieses Mittel zu lenken. Tocal-Tabletten sind zum Preise von 1.40 Mk. und 3.50 Mk. in allen Apotheken erhältlich.

Hüte nicht. Ob Husten der äußere Ausdruck einer schweren Lungenerkrankung oder nur eine vorübergehende Erscheinung ist, was niemand ohne weiteres beurteilen kann, er ist jedenfalls eine für die Umgebung unangenehme Sache. Jeder, der auf seine Mitmenschen Rücksicht zu nehmen hat, wird deshalb das Bestreben haben, den Husten schon im Beginn zu beseitigen, was man erfahrungsgemäß am besten mit Kaiser's Brust-Karamellen erreicht. Diese Karamellen (mit den drei Tannin) genießen die Empfehlung zahlreicher Ärzte, und es liegen über sie Tausende von Urkunden aus allen Kreisen vor.

CHOCOLADEN ALPURSA CACAO

Niemand hat gesunde Beine

außer unseren Soldaten

jetzt müßiger als die Bäume im Wald, welche den wirtschaftlichen Kampf durchhalten haben

Schwere Leiden sind häufig

vernachlässigter Krampfaderen

bei Beinschmerzen, Adernheilen

Geschwulst, Entzündung, nasser

Fluss, Beinverwundung, Rheuma

Steißbein, Plattfuß, Hüftweh, Eisenmangel

verlangen Sie Grätsch'sche Creme, Lehen und

Ratschläge für Beinleidende von

Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg 1, L. P.

„Vinc“ hält die

Rasierklängen

scharf D. R. G. M.

Praktischer Abziehapparat

M. 110 a St. Franko p. Nachn.

Wiederverkäufer Rabatt

Max Jonas, Berlin, Ritterstr. 88 a.

z. Messer: Leipzig, Speckhof 11 360/361.

Seife acht Lillienmutter 40 Pfg.

Ratschläge für Beinleidende von

Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg 1, L. P.

Orbicol-Versand, Breslau 5 188

Beratende

Charakt.-Beurt. briefl. nach Abschr.

Berufen sich auf: 1. wissenschaftl.

angef. u. Sachverständ. v. P. L.

vgl. Arztl. Standesztg. Wien V Nr. 6.

2. behördlich u. privat von L. ein-

geholte Gutachten in schwer-

schwierig. Prospekt bei Paul

Liebe, München W. 12, Briefsch.

Auskünfte

über Heirats-, Familien- u. Vermögens-

verhältnisse Ermittlungen, Streng diskret.

Auskünfte Deutschland, Frankfurt a. M.

Das Kleinwohnhaus der Neuzeit.

Von Prof. Dr. Erich Haenel u. Baurat Prof. Heinrich Tscharmann. Lexikonoktav. 287 Seiten

Text mit 308 Grundrissen, Abbild. u. Lageplän. sowie 16 farb. Tafeln. In Rohleinen geb. 275 Mk.

Das Einzelwohnhaus der Neuzeit.

Von Prof. Dr. Erich Haenel u. Baurat Prof. Heinrich Tscharmann. Lexikonoktav. 1. Band:

Mit 218 Abbildungen und Grundrissen meist ausgeführter Bauten und 6 farbigen Tafeln.

16. bis 20. Tausend. In Rohleinen geb. 7.50 Mk. 2. Band: Mit 219 Abbildungen u. Grund-

risssen und 16 farbigen Tafeln. In Rohleinen geb. 7.50 Mk.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Str. 1-7.

Waldorf Astoria Cigaretten

FELDPOSTBRIEFE

mit den farbigen Stempeln



Man verlange ausdrücklich:

Underberg-Boonekamp

SEMPER IDEM

oder einfach:

„Underberg“

Die Worte „Underberg“, „Underberg-Boonekamp“ sowie die Devise „Semper idem“ sind für mich gesetzlich geschützt und bürgen für die von mir seit nahezu 70 Jahren vertriebene vorzügliche Qualität.



H. Underberg-Albrecht
RHEINBERG (Rhld.) Gegründet 1846.



Hansa Lloyd

WERKE A-G

BREMEN

Personenwagen, Lieferwagen

Lastwagen, Omnibusse.

Versicherungen mit Einschluß der Kriegsgefahr

übernimmt noch bis auf weiteres die Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger)

Ohne Extraprämie beim Eintritt
Bequeme Deckung der Kriegsschädenbeiträge aus den künftigen Dividenden oder aus der auch im Kriegssterbefall sofort und voll zahlbaren Versicherungssumme.

Im Krankenbett bequem

liegen, sitzen, essen, lesen u. schreiben mit Hilfe meiner verstellbaren Rückenstütze. Mk. 8.85 frei Nachn. Auf. Prospekt gratis. Ernst Mittelberger, Möbelfabr., Stuttgart 10.

Wibinet TABLETTE

sind unsern Kriegern im Felde eine hochwillkommene

Lindbogens

In Wind und Wetter schützen Wybert-Tabletten vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten; sie werden mit Jubel begrüßt.

Feldpostbriefe

mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken u. Drogerien Mk. 2.— oder Mk. 1.—.

Alt werden und jung bleiben!

Hiermit wird die eigenartige verjüngende Wirkung des neuen Nassovia-Präparates „Alvosan“ treffend bezeichnet. Auf rein wissenschaftlicher Grundlage beruhend, bewirkt es — vollkommen unschädlich — durch innere Sekretion eine erhöhte geistige und körperliche Leistung und jugendliche Frische. Ärztlich glänzend beurteilt. Preis 3 Mark.

Der Erfolg war verblüffend schreibt Generalarzt Dr. S. Drucksachen umsonst durch Chemische Fabrik „Nassovia“, Wiesbaden Z.



Gartengestaltung der Neuzeit.

Von Kgl. Gartenbaudirektor Willy Lange und Kgl. Bau- rat Otto Stahn. Dritte, veränderte u. erweiterte Auflage. Mit 320 Abbild., 16 farbigen Tafeln u. 2 Plänen. Lexikon- oktav. In Rohleinen geb. 12 M. Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.



Land- u. Gartensiedelungen.

Herausgegeben von Willy Lange. Mit Verwertung der Erfolge des Preisausschreibens von Aug. Thyssen jr., Rüdersdorf-Berlin. Eingeleitet von Dr. H. Thiel, Wirkl. Geheim. Rat u. Ministerialdirektor im Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Berlin. Buchschmuck von Paul Engelhardt. Mit 213 in den Text gedruckten Abbildungen und 16 Seiten farbiger Tafeln. Lexikonoktav. In Rohleinen gebunden 10 Mk. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Straße 26.